IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

OTTO RANK u. DR. HANNS SACHS

I. JAHRGANG / 1912
HEFT 2. MAI



1912
HUGO HELLER & CIE
LEIPZIG u. WIEN · I · BAUERNMARKT 3

PROSPEKT

Ein Rätsel, das die Wißbegierde der Menschheit seit Jahrtausenden gereizt und ihr seit Jahrtausenden widerstanden hatte, ist von der Psychoanalyse bereits gelöst worden: sie hat die Deutung des Traumes ergründet und den Nachweis geführt, daß er nicht ein wirres Gemenge zusammenhangloser Bilder und Worte sei, sondern, wie das Altertum und der Volksaberglaube dunkel ahnten, ein bedeutungsvolles Erzeugnis psychischer Kräfte.

Aber nicht nur das Erzeugnis eines einzelnen Menschengeistes, wie es der Traum und das ihm im Innersten verwandte Kunstwerk ist, muß eine wahre Seelenkunde durchleuchten können, auch was Dasein und Form dem Zusammenwirken einer unzählbaren Menge von Einzelseelen verdankt, die das Streben nach demselben Ziel zu einer geistigen Einheit verschmolzen hat, wie SPRACHE UND SITTE, RELIGION UND RECHT, fällt in ihren Bereich.

Darum werden sich mit dem Schlüssel der psychoanalytischen Technik auch in vielen anderen Wissenschaften versperrte Türen öffnen und Probleme ergründen lassen, an denen die Fachgelehrsamkeit, nicht minder aber JEDER EINZELNE GEBILDETE den stärksten Anteil nimmt. Wir nennen hier nur jene Geistesgebiete, in denen schon heute ein Versuch gelang: ÄSTHETIK, LITERATUR- UND KUNSTGESCHICHTE, MYTHOLOGIE, PHILOLOGIE, PÄDAGOGIK, FOLKLORE, KRIMINALISTIK, MORALTHEORIE UND RELIGIONSWISSENSCHAFTEN.

Was aber bisher nur in einzelnen Streifzügen geschehen konnte, soll jetzt Ordnung, Dauer und eine sichere Stätte finden. Über die neuentdeckten Gebiete, auf die die Psychoanalyse ihren Fuß gesetzt hat, muß nun auch der Pflug regelmäßiger Arbeit geführt werden. Dazu soll unsere Zeitschrift dienen. Sie wird sich in buntester Mannigfaltigkeit allen Geisteswissenschaften widmen, so daß jedermann die Probleme des Faches, das ihm am nächsten steht, darin behandelt finden wird. Die Einheitlichkeit wird durch die gemeinsame Beziehung zur Psychoanalyse gewahrt werden, durch die jedes Problem in neue Zusammenhänge eingefügt wird.

REDAKTION UND VERLAG.

Für die REDAKTION bestimmte Zuschriften und Sendungen wollen an Dr. HANNS SACHS, Wien, / XIX/1, Peter-Jordangasse 76, adressiert werden. /

„IMAGO" erscheint vorläufig SECHSMAL jährlich im Gesamtumfang von etwa 30 Bogen und kann für M. 15·— = K 18·— pro Jahrgang durch jede gute Buchhandlung sowie direkt vom Verlage HUGO HELLER & CIE. in Wien, I. Bauernmarkt 3, abonniert werden. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN
HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR S. FREUD

I. 2. SCHRIFTLEITUNG: OTTO RANK / DR. HANNS SACHS 1912

Ueber die Bedeutung philosophischer Anschauungen und Ausbildung für die weitere Entwicklung der psychoanalytischen Bewegung*.

Von JAMES J. PUTNAM M. D.

Professor der allgemeinen Neurologie an der Harvard-Universität Boston U. S. A.

Geehrte Kollegen! Meine Ausführungen sollen nur als ein Versuch gelten, Ihre Aufmerksamkeit auf gewisse allgemeine Weltanschauungen zu lenken, die zwar keineswegs neu, aber in der letzten Zeit relativ vernachlässigt worden sind, während sie meines Erachtens von ungemeiner Wichtigkeit für unsere Sache zu sein scheinen.

Die tiefgehenden Beobachtungen, welche von Sigmund Freud und seinen Anhängern gemacht worden sind, haben unsere Kenntnis vom menschlichen Erfahrungsleben so sehr bereichert, daß es als ein unverzeihbarer Fehler anzusehen wäre, wenn irgend ein künftiger Forscher sie unbeachtet lassen wollte. Was mich selbst betrifft, so erkenne ich gerne an, daß, je länger ich mich mit dieser Behandlungsmethode ernsthaft beschäftige, ich desto zuverlässiger die klinischen Angaben meiner besser ausgerüsteten Kollegen zu bestätigen vermag. Jedesmal, wenn ich glaubte, bei dieser oder jener Krankenbehandlung eine Ausnahme von der Regel gefunden zu haben, hat mich ein noch tieferes Eindringen von meinem Irrtum überzeugt.

Im Folgenden soll also keinerlei Bemerkung als in irgend welcher Beziehung unfreundliche Kritik, weder gegen die psychoanalytische Methode, noch gegen die daraus entsprungenen Lehren, angesehen werden. Zu einer solchen Kritik habe ich weder Berechtigung noch Neigung. Vielmehr möchte ich die Nützlichkeit der Psychoanalyse noch weiter ausgedehnt wissen, und ich werde immer be-

* Vortrag, gehalten am III. Kongreß der Internationalen psychoanalytischen Vereinigung zu Weimar, den 22. September 1911.

müht sein, noch tiefer in die sich darauf stützenden Lehren einzudringen, und zu deren erweiterter und fruchtbringender Wirkung beizutragen.

Es darf nun aber nicht außer acht gelassen werden, daß gerade das bisherige Gelingen unseres Unternehmens uns Verantwortlichkeiten auferlegt hat, bezüglich welcher wir nicht im Zweifel bleiben dürfen.

Unsere jetzige Aufgabe ist keineswegs der früheren gleichzusetzen: Es hat die Psychoanalyse ihre ersten Siege als therapeutisches Hilfsmittel davongetragen, und selbst bei dem Versuche, diesen therapeutischen Dienst zu leisten, ist man zunächst nur bestrebt gewesen, die Grundbedürfnisse von entschieden kranken Leuten zu befriedigen, während man sich mit der Seelenanalyse von gesunden, der höheren Sublimation nachstrebenden Menschen nur wenig zu befassen hatte.

Obwohl diese Tatsache durchaus in der Natur der Sache liegt, ist sie nichtsdestoweniger zu bedauern. Denn hätte man z. B. genaue Analysen auch bei solchen Leuten angestellt, welche einerseits ziemlich symptomlos gewesen wären, welche sich aber anderseits etwa mit der Philosophie und den verschiedenen dazugehörigen Lehren beschäftigt hätten, so wäre man gewiß auf Motive gestoßen, die sich unmöglich unter die sonst nützlichen Krankheitsschablonen hätten einreihen lassen. Der Wunsch, mich eingehender gerade über diesen Punkt auszusprechen und die Aufmerksamkeit ganz besonders auf die fundamentale Wichtigkeit der angedeuteten Motive zu lenken, veranlaßt mich hauptsächlich, heute vor Ihnen zu erscheinen.

Es ist indessen das Leisten von therapeutischen Diensten irgendwelcher Art nicht lange das ausschließliche Ziel der psychoanalytischen Forschungen geblieben: im Gegenteil ist man sehr bald zum Aufsuchen der Urquellen des Fühlens, Denkens und Handelns relativ gesunder Menschen vorgeschritten, immer jedoch unter Anwendung derselben Methode, welche bei der Behandlung der Kranken solch ausgezeichneten Erfolg hatte, und immer von der Annahme ausgehend, daß die Züge, welche den kranken Menschen am auffälligsten unterscheiden und seine Entwicklung am meisten zu bestimmen scheinen, auch bei dem Gesunden eine ähnliche Rolle spielen müssen. Was man durch diese Forschungen über die Kindheitsentwicklung des Einzelmenschen erfahren konnte, hat man dann, zurückgreifend, auf die Kindheit der primitiven Menschenrassen bezogen, wie es bei dem Versuch, das Entstehen der Mythen und der Religionen zu erklären, geschehen ist. Auch bei der Analyse der Kunstschöpfungen verschiedener großer, tiefdenkender und gestaltungskräftiger Dichter und Künstler hat man besondere, auf Kindheitswünsche hindeutende Motive aufzufinden geglaubt, denen eine Überlegenheit über alle bewußten Motive, sowie über alle unbewußten Motive irgend einer andern als der soeben angegebenen Art, zuzuschreiben sein dürfte. Die Wichtigkeit dieser Analysen

sollte jeder vorurteilsfreie Forscher bereitwillig anerkennen; sie beschäftigen sich mit Einflüssen, die aus dem verdrängten Teil des Kinderlebens herrühren und die, obwohl immer vorhanden, doch bisher der Beachtung fast gänzlich entgangen waren.

Es kann aber keine Forschung gut gedeihen, ohne daß man ihre naturgemäßen Beschränkungen, sowie ihre Beziehungen zu anderen Forschungsarten, sorgfältig in Betracht zieht. In diesem Sinne wäre es zu bedauern, wenn man nicht die Notwendigkeit erkennen würde, bei diesen wichtigen Mythen- und Kunstanalysen neben den aus verdrängten Wünschen herrührenden Einflüssen auch andere Einflüsse zu betonen, welche der Natur der Seele ihre Eigenart zu verdanken haben, und ohne welche keine der in den Mythen zum Ausdruck kommenden Regungen vollständig zu verstehen sind. Es handelt sich hier, wie ich glaube, nicht darum, ob diese oder jene von zwei ungefähr gleichwertigen Erklärungsweisen mehr unsere Beachtung verdient, sondern um die viel wichtigere Frage, wie man das Wesen des Menschenlebens überhaupt anzusehen habe.

Der Mensch stellt sich uns als ein leidendes, aber auch gleichzeitig strebendes Wesen dar, dessen Gedankengänge wir nicht nur teilweise, sondern weitmöglichst in ihrem ganzen Umfange zu ergründen verpflichtet sind. Bei dem Versuch, dieser Aufgabe gerecht zu werden, hat sich die Psychoanalyse zumeist auf die Anwendung der biogenetischen Methode beschränkt, welche sich bei den erfolgreichen Forschungen der tierischen Entwicklung so nützlich erwiesen hat: man ist nämlich immer noch von der Voraussetzung ausgegangen, daß, wenn man nur die aufeinanderfolgenden Erscheinungen eines Entwicklungsvorganges mit genügender Genauigkeit aufspüren könnte, man alles Nötige über das Wesen des Vorgangs, oder wenigstens so viel als uns überhaupt zugänglich sein kann, in der Hand hätte. Diese Forschungsmethode hat das anscheinend sehr wünschenswerte Ziel, das Einfachere als Ausgangspunkt zu wählen, von welchem aus man schrittweise zum Verwickelteren fortschreiten kann, immer noch in der Hoffnung, auch dieses e r k l ä r e n, seinem Wesen nach verständlicher machen zu können. Bekanntlich hat J a c q u e s L o e b den Versuch gemacht, die menschliche Seele auf Instinkte zurückzuführen, welche ihrerseits auf noch einfachere Vorgänge zurückführbar sind (Heliotropismen etc.), während O s t w a l d, ähnlichen Grundsätzen getreu, es unternahm, die geistigen Vorgänge in den Bereich der physikalischen Energien zu ziehen, als sei er von dem Wunsche geleitet, das weniger Bekannte durch das Bekanntere verständlich zu machen. Ähnlich allerdings verfuhren auch D a r w i n und die meisten seiner Nachfolger, in so weit sie bei dem Versuch, den Einfluß des Kampfes ums Dasein zu prüfen, glaubten, daß dieser Kampf alle wesentlichen bei der tierischen Evolution in Betracht zu ziehenden Kräfte darstelle. Ähnlich geschieht es auch bei uns, wenn wir behaupten, durch die ausschließliche Anwendung der biogenetischen Methode die Wirkung des

Geistes eines gesunden Erwachsenen vollständig, oder so vollständig, wie überhaupt möglich, bestimmen zu können.

Insofern diese hervorragenden Forschungsarten nur darauf hinzielen, die betreffenden Vorgänge zu beschreiben, oder einzelne dabei vorkommende Teilursachen besonders zu betonen oder auf ihren Wert zu prüfen, lassen sie nichts zu wünschen übrig; indessen bin ich der Meinung, daß ihnen das Recht gänzlich abgesprochen werden müßte, als vollständige Erklärungsmethoden der geistigen Tätigkeiten gelten zu dürfen; übrigens haben sich von Zeit zu Zeit bereits unter den Naturforschern selbst wichtige Stimmen gegen die Haltbarkeit einer solchen Behauptung erhoben.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese biogenetische Denk- und Forschungstendenz, welche für einen bedeutungsvollen Zeitraum charakteristisch war, während dessen man der Entwicklungsgeschichte mit solchem Eifer nachspürte, den Erfolg aufzuweisen hatte, daß wissenschaftlich gebildete Männer diejenigen Untersuchungsmethoden sehr gering geschätzt haben, bei welchen es sich unmittelbar um das Wesen der seelischen Vorgänge, wie um die tiefere Natur des Lebens handelte. Man hat mit der Bestimmung des »Wie« der vielartigen Geschehnisse des Lebens so viel zu tun gehabt, daß man sich mit der Natur des Lebensvorgangs als ein Ganzes betrachtet, zu wenig befaßt hat. Oder, richtiger gesagt, man hat es sich genügen lassen, eine bestimmte Phase des Entwicklungsvorgangs zu untersuchen und den dabei in Betracht kommenden Teilursachen nachzuforschen, ohne sich genügend auf das Wesen des ganzen Vorgangs zu beziehen. Es haben die Naturforscher vielfach von Instinkten gesprochen; sie haben aber verhältnismäßig selten ihre Aufmerksamkeit denjenigen Untersuchungsarten geschenkt, welche sich mit der Frage beschäftigten, woher die Instinkte ihre Kraft schöpfen. Nur sehr wenige unter den Naturforschern oder unter den sich ihren Ansichten zuneigenden Ärzten, scheinen sich mit der in meinen heutigen Ausführungen vertretenen Behauptung je ernstlich beschäftigt zu haben, der zufolge nicht die festen Bestandteile der Welt, nicht einmal die physikalischen Kräfte, sondern die geistigen Vorgänge, oder vielmehr eine alles durchdringende selbsttätige Energie als Mittelpunkt des Weltalls anzunehmen ist. Von den meisten Naturforschern ist vielmehr der Geist noch immer, entweder als bloße Funktion des Gehirns oder höchstens als eine von seinen Funktionen durchaus abhängige Tätigkeit, betrachtet worden. Oder wer schließlich den Wunsch hatte, sich als Idealist auszugeben, war durch diese Tatsache nicht daran verhindert doch Determinist zu sein, und dem Geiste fast alle Freiheit abzusprechen; viele dagegen sind an diesem Problem gleichgiltig vorübergegangen, ohne der Sache genügende Aufmerksamkeit zu schenken. Ein derartiges Vorgehen muß als willkürlich bezeichnet werden. In allererster Linie stellt sich uns der Mensch als ein geistiges Wesen dar. Seinem Geiste, den seelischen Vorgängen, nicht dem Körper, sollten wir die allergrößte

Aufmerksamkeit widmen, denn die geistige Seite ist es, die wir am Menschen schätzen. Auch soll der Geist als eine Tätigkeit angesehen werden, welche denjenigen Kräften anzureihen ist, die der körperlichen Entwicklung im logischen Sinne vorangehen und dieselbe verursachen, anstatt als ein Endresultat anderweitiger, in der körperlichen Entwicklung primär vorkommender Kräfte betrachtet zu werden.

Wenden wir uns also jetzt der Aufgabe zu, betreffs unserer seelischen Vorgänge zu prüfen, wo die Grenzen der biogenetischen Methode wirklich sind, und ob vielleicht irgend eine andere Methode ihr vorzuziehen wäre.

Es sei zunächst bemerkt, daß die Entwicklung, welche man bei der biogenetischen Methode im Sinne hat, nur eine fragmentarische ist, welche weder logischen Anfang noch logisches Ende aufzuweisen hat. Wenn wir, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, rückwärts blicken, so lassen sich immer neue Ereignisse, d. h. Triebe und dergleichen, bemerken, welche, obgleich anscheinend einfacher werdend, uns in Wirklichkeit der Erklärung keineswegs näher bringen. Wenn wir im Gegenteil unsere Blicke vorwärts richten, so sehen wir höchstens eine lange Reihe von »Übermenschen«, die von uns selbst nicht hinreichend zu unterscheiden sind.

Diese sehr unbefriedigende Sachlage rührt augenscheinlich davon her, daß man bei diesem Versuche, in der Richtung des Unbekannten auf Grund des Bekannten vorzuschreiten, von einer falschen Voraussetzung ausgegangen ist.

Ich glaube nämlich, daß bei vielen Männern der Wissenschaft die Meinung gang und gäbe ist, daß der Geist zunimmt und sich entwickelt, genau in der gleichen Weise wie der Körper zunimmt und sich entwickelt, so daß es, um genaue Kenntnis von dem Wesen des Geistes zu erlangen, nötig ist, mit einer eingehenden Prüfung seiner einfachsten Tätigkeitsformen zu beginnen. Aus diesem Grunde wird es für notwendig erachtet, sich mit dem Geiste des Kindes zuerst zu beschäftigen. Hierbei liegt der Hauptfehler in dem Nichterkennen der Tatsache, daß bei dem Versuche, die Seele zu ergründen, wir es mit zwei Dingen zu tun haben: nämlich mit dem Geiste, vom Standpunkte seiner Tätigkeitsform betrachtet, und dem Geiste, vom Standpunkte seines Inhalts betrachtet.

Vom Standpunkte seiner Tätigkeitsform darf der Geist nicht als etwas der Entwicklung Bedürftiges, oder selbst als der Entwicklung Fähiges betrachtet werden, nicht mehr als die Elektrizität an sich der Entwicklung fähig ist. Von diesem Standpunkte betrachtet, hat der Geist des Kindes gewisse angeborene Fähigkeiten und Eigenschaften, welche dem Geiste angehören, weil er eine selbsttätige Kraft ist, eine Kraft derselben Art wie diejenige, aus welcher das Leben des Weltalls besteht, und diese Fähigkeiten und Eigenschaften, wie sie im Geiste des Kindes beobachtet werden, unterscheiden sich, ihrer Natur nach, nicht von den im Geiste des Erwachsenen gefundenen.

Vom Standpunkte seines Inhalts betrachtet, ist der Sachverhalt indessen ein ganz anderer. Der Inhalt des kindlichen Bewußtseins ist einfacher Art, und dem Betrage nach klein, im Vergleich zum Bewußtsein des Erwachsenen, und um den Übergang von dem einen zum andern zu erforschen, ist die biogentische Methode von größtmöglicher Bedeutung.

Das soeben von der Tätigkeitsform des Geistes, im Gegensatze zu seinem Inhalte, Gesagte ist nicht allein für bewußte, sondern auch für unbewußte geistige Tätigkeit (»das Unbewußte«) stichhaltig. Diese hat in ihrer Form ebenfalls im allgemeinen die Eigenschaften des Geistes, d. h. der selbsttätigen Kraft im allgemeinen, während ihr Inhalt von dem des Bewußtseins sehr verschieden ist.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf alle so wichtigen logischen Schlüsse näher einzugehen, die sich in natürlicher Weise aus einer Betrachtung der »Form« der Geistestätigkeit ergeben. Es genüge, daran zu erinnern, daß wir nur vermöge dieser »Form« oder »Beschaffenheit« der Tätigkeit des Geistes solche Grundbegriffe erlangen können, wie die von der Zeit, dem Raume, der Kausalität, dem Willen, der Wirklichkeit, der Persönlichkeit, dem sittlichen Maßstab und dem richtigen Gefühl von der Fortdauer des Weltalls, ohne die irgendein Vernunftschluß und irgendwelche Sublimation unmöglich wäre*.

Was ich an dieser Stelle indessen besonders betonen möchte, ist, daß der Geist, an sich betrachtet, sich nicht entwickelt, und daß aus diesem Grunde das biogenetische Prinzip auf die Untersuchung seiner wesentlichen Eigenschaften nicht anwendbar ist.

Aber obgleich der Geist sich im eigentlichen Sinne nicht entwickelt, so ist er doch beständig und auf die verschiedenste Weise daran verhindert zum Ausdruck zu kommen. Der Lebensfortschritt besteht in Versuchen, diese Schwierigkeiten, welche sich dem genügenden Selbstausdruck des Geistes in den Weg stellen, zu überwinden, und da dieselben an Zahl abnehmen, wenn das Kind von der Kindheit zum Mannesalter fortschreitet, und auch, wenn der Mensch von einem geringer sublimierten Zustande zu einem höher sublimierten fortschreitet, so bietet das Mannesalter des hochsublimierten Menschen die beste Gelegenheit zum Studium der wesentlichen Form des Geistes.

Wenn man in den Geist der Architektur eindringen will, so pflegt man bei den Hütten der Wilden nicht lange zu verweilen, sondern man sucht sogleich diejenigen Orte auf, wo sich die Seele der bildenden Kunst am freiesten und unter den allergünstigsten Verhältnissen entwickeln konnte. Erst später, durch dieses Studium stufenweise vorbereitet, getraut man sich, die künstlerischen Ausdrucksweisen, welche bei den einfacheren Gebäuden allerdings zum Vorschein kommen, auf ihren Wert zu prüfen. Denselben Grundsätzen gemäß

* Man vergleiche: The Logic of Hegel. — W. T. Harris.

ließe sich auch einwenden, daß auch wir, so lange wir die Absicht hegen, uns als Seelenkenner auszubilden — wie es für die richtige Würdigung der Mythen nötig ist — besser täten, zuerst die Seele selbst, als selbständige Tätigkeit angesehen, als Ausgangspunkt unserer Vorbereitung zu wählen.

Im Dienste dieser Aufgabe wäre es gewiß vorteilhafter, den Geisteszustand von wirklich sublimierten Personen genau ins Auge zu fassen, ehe wir zu der im höchsten Grade wichtigen Untersuchung der Kinderjahre oder des mißgestalteten Lebens der Kranken schreiten. Man wird wohl einwenden: »Das alles haben wir doch getan; es sollte doch die gewöhnliche psychologische Ausbildung die dazu nötige Vorbereitung schaffen«. Das aber gebe ich gerade nicht zu, und zwar, weil die gewöhnliche Psychologie, meiner Meinung nach, den Lehren der Philosophie zu wenig Rechnung getragen hat.

Wenn man seine eigene seelische Tätigkeit vom Standpunkte des gesunden Erwachsenen ansieht und sich dabei einer vollkommenen Seelenkenntnis zu befleißen sucht, so kann man nicht umhin, gewisse wichtige Schlüsse von sehr praktischer Bedeutung zu ziehen:

In erster Linie hat man gefunden, daß es möglich ist, den Geist von jenem Teile seines Inhalts zu entleeren, welcher von der »Erfahrung« herstammt, und sein Wesen und seine Tätigkeit, an und für sich selbst, zu erforschen, in gleicher Weise, wie wir von »Libido« oder von »frei flottierender Angst«, als an und für sich selbst bestehend, sprechen. Es gehört nicht in den Rahmen der heutigen Betrachtung, alle die Schlüsse anzuführen, welche (beispielsweise von Hegel) aus dieser Art von Selbstuntersuchung gezogen wurden, die in gewisser Hinsicht der Freudschen Psychoanalyse als recht ähnlich betrachtet werden kann; indessen will ich einige der praktischeren Schlüsse hier flüchtig berühren:

1. der Geist soll als eine selbsttätige Kraft gedacht werden, fähig, die Rolle des Subjekts und des Objekts gleichzeitig zu spielen; d. h. der Geist kann sich gegen sich selbst wenden und die eigene Tätigkeit erforschen, jeder Mensch tut dies in jedem Augenblicke seines Daseins. Kein intelligentes Wesen würde diese Tatsache bezweifeln, wenn nicht fähige, sich auf die Naturwissenschaft berufende Männer sie oft als unmöglich erklärt hätten.

2. Da jedes denkende Wesen notwendigerweise eine Einheit in der Außenwelt verlangen muß, welche der Einheit in seinem eignen Denken analog ist, und da er instinktiv den Begriff eines Weltalls verwirft, welches aus zwei widerstreitenden Wirklichkeitsarten besteht, so muß das einzig Wirkliche auf der Welt eben diese selbsttätige Energie sein, die ich bereits wiederholt erwähnt habe. In andere Worte gekleidet: Wenn wir einer monistischen Welt den Vorzug geben, so muß es unbedingt ein geistiger Monismus sein. Denn es darf kein Mensch seine Vernunft dazu benutzen, das Dasein der Vernunft zu leugnen. Eher müßte man versuchen, einen

neuen Begriff für das Körperliche zu schaffen, der auch das Körperliche als einen Ausdruck derselben selbsttätigen Energie betrachten sollte. Oder, wenn man vorzieht, weiter von Körper und Seele zu sprechen, als ob sie zwei verschiedene Wirklichkeitsarten darstellten, so sollte man es auf Grund eines Systems tun, wie das beispielsweise von Bergson in seinem sehr beachtenswerten Werke »Matière et Mémoire« geschieht. Ich hoffe, daß sich niemand von der Bezugnahme auf diese metaphysischen Betrachtungen abwenden wird, als wären sie von keinem praktischen Einflusse.

3. Wenn wir uns der Mühe unterziehen, derartige Forschungen zu machen, so können wir dazu gelangen, die Bedeutsamkeit des Willens besser zu verstehen und sie vielleicht höher zu schätzen; wenn wir dadurch neue Anhaltspunkte für eine Theorie der Ethik, der Verantwortlichkeit, zu gewinnen vermögen, dann sollten wir uns als reichlich belohnt betrachten. Nicht mehr als bloße Therapeuten, sondern als Seelenkenner im weitesten und edelsten Sinne möchten wir jetzt anerkannt werden. Um aber diese Aufgabe zu erfüllen, müssen wir uns entschließen, uns zu Gunsten dieser oder jener Weltanschauung auszusprechen. Unsere bisherige Stellung in dieser Hinsicht ist eine negative gewesen. Man hat sich keiner solchen Anschauung angeschlossen, aber auch keiner gegenüber eine besondere Ablehnung zeigen wollen. Tatsächlich aber legen die psychoanalytischen Schriften im allgemeinen seitens ihrer Verfasser Zeugnis ab von Ansichten, die keineswegs tendenzlos sind. Es muß wohl jeder, der diese beachtenswerten Schriften durchblättert, die Überzeugung gewinnen, daß sich die Autoren, zwar nicht dem Materialismus, wohl aber dem Determinismus mit Vorliebe zuwenden und die Neigung hegen, dem Willen im Interesse des Gesetzes der Erhaltung der Kräfte fast alle Freiheit abzusprechen.

Was soll damit aber eigentlich gemeint sein? Unsere Bewegung ist zu bedeutsam geworden, als daß die Leser unserer wissenschaftlichen Arbeiten länger in Zweifel darüber bleiben sollten. Man sollte doch einsehen, daß das Wesentliche bei jedem Entwicklungsvorgang die mehrfach genannte, selbsttätige Energie ist, welche keiner Entwicklung bedarf, sondern vielmehr das Prinzip des Lebens in sich schließt und das Lebendige mit dem anscheinend Nichtlebendigen verbindet. Es ist dem hervorragenden Psychologen Bergson zu verdanken, die Verhältnisse bei der tierischen Entwicklung von diesem Standpunkte aus genau ergründet* und durch seine überzeugende Beweisführung aufs schlagendste beleuchtet zu haben. Man darf aber wohl noch einen Schritt weiter als Bergson gehen, indem man der Behauptung beipflichtet, daß diese Energie, welche Bergson als »poussée vitale« bezeichnet und an die Spitze seines Evolutionssystems stellt, wieder zum Vorschein kommt, und zwar in einer noch klareren Gestalt, als in dem sich seiner eigenen Tätigkeit be-

* L'Évolution Créatrice de la Conscience.

wußten Bewußtsein. Kurz, es reihen sich diese Erklärungen Bergsons den auf ähnliche Ergebnisse hinauslaufenden Beweisführungen von Hegel, Royce* und anderen an, welche die Möglichkeit der Entstehung der Kräfte, die für uns das Körperliche und Materielle im allgemeinen ausmachen, aus der Tätigkeit irgendwelcher geistiger Vorgänge** klargelegt haben. Der Wert solcher Ausführungen ist leicht zu fassen, wenn man sich nur bestrebt, den Vorgang zu beobachten, welcher tagtäglich in uns allen vor sich geht, in welchem sich ein bewußter Willensimpuls, der zuerst vergänglich erschien, zunächst in eine »Gewohnheit« verwandelt, dann aber zur Veränderung der Gehirnstruktur wesentlich beiträgt.

Die These, welche ich aufstellen möchte, ist also, daß die Körperentwicklung nicht etwas gewissermaßen von selbst Vorsichgehendes ist und zur Seelenbildung oder zur selbsttätigen Energie höherer Art führt als diejenige, welche wir in den einfachsten Lebensvorgängen finden, sondern, daß im Gegenteil die selbsttätige Energie ihren Einfluß, von dem wirklichen Anfang irgendwelcher Entwicklung an, ausübt und dies ihr eigentliches Wesen ausmacht. Wenn wir annehmen, daß wir das neugeborene Kind als unseren Ausgangspunkt wählen und nur einen gewissen Teil seiner Entwicklung betrachten, nämlich diejenige Entwicklung des Gehirns, welche zur entsprechenden Zeit in enger Beziehung zur Entwicklung der Seele und des Charakters vor sich geht, so müssen wir zu einer Schlußfolgerung gelangen, welche gänzlich von der durch die biogenetische Methode erlangten abweicht.

Wir sehen, wie das Kind Anstrengungen macht, wie es gewissen Schwierigkeiten begegnet und dieselben entweder überwältigt oder von ihnen überwältigt wird, mit einem Worte, wie es in bestmöglicher Weise mit den Konflikten verfährt, von denen so viel die Rede ist. Nur wenn wir ungerechtfertigterweise die ursächliche Stufenfolge übergehen, welche eine unmittelbare Beobachtung als richtig bezeichnen würde, können wir uns weigern, in diesem Vorgange das Übergehen geistiger Bemühung in Gewohnheit und schließlich in Struktur zu erblicken. Es sollte indessen deutlich erkannt werden, daß die Gewohnheiten und Strukturänderungen, welche auf diese Weise zu verzeichnen sind, keineswegs das Ganze des geistigen Vorganges darstellen oder als ihr wichtigstes Endziel zu betrachten sind. Wenn man eine Reise unternimmt, so muß man eine entsprechende Art der Fortbewegung wählen; man kann entweder gehen oder reiten. Aber diese Arten der Fortbewegung, obgleich unentbehrlich, und obgleich man gewandter Fußgänger und Reiter werden kann, können vom Standpunkte der sich rasch bewegenden Einbildung, welche beständig voranschreitet, auch als dem raschen Vorwärtskommen des betreffenden Reisenden hinderlich an-

* The World and the Individual.

** Es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn man die »Libido« unter die geistigen Vorgänge einreihen wollte.

gesehen werden. In einem gleichen Sinne ließe sich sagen, daß die Gewohnheiten und körperliche Struktur, zu welchen der Geist bei seiner Tätigkeit Anlaß gibt, jene Tätigkeit nur teilweise zum Ausdruck bringen und ihrem weiteren Fortgang vielfach bedeutend schaden.

4. Lassen Sie uns indessen noch ein wenig weiter schreiten. Man hat wohl die Berechtigung zu der Behauptung, daß ein in Worte oder Handlungen übergehender Gedankengang als bester Typus jedes einzelnen Entwicklungsvorganges zu betrachten ist, da er am besten geeignet ist, die kreisförmige, respektive spiralförmige Gestalt eines solchen Vorganges zu veranschaulichen.

Kein einzelner Gedanke erschöpft die Fähigkeit des Denkenden, weiter über den betreffenden Gegenstand nachzudenken; vielmehr erzeugt jeder Gedanke das Gefühl, daß ein erneuter Versuch zu machen ist und gemacht werden muß. Kreisförmig kehrt man dann immer wieder an seine Gedankenquelle zurück, um dabei auch immer zu finden, daß diese Quelle als eine unerschöpfliche zu betrachten ist. In jedem Augenblicke ist man sich der dunkeln Erkenntnis der Tatsache bewußt, daß unser Gedankenvermögen unendlich ist, dann, daß dieser Unendlichkeit von der Anstrengung des Entschlusses widersprochen wird, und schließlich, daß die Wirkung dieses Widerspruchs durch die gewaltige Vergegenwärtigung wieder zerstört wird, daß wir zu der unerschöpflichen Quelle immer wieder zurückkehren können.

Nur schwer läßt sich einsehen, wie man sich überhaupt damit begnügen kann, das neugeborene Kind als ein Wesen anzusehen, welches mit einer gewissen, dem Vermögen und dem Bedürfnisse seitens des Kindes ungefähr entsprechenden Energiemenge versehen ist, um seinen Anteil an der Lebenserhaltung der Rasse zu nehmen, ohne eine Erneuerung der Energie in Aussicht zu haben. Ebenso wie bei der beständigen Entwicklung eines Gedankenganges, geht auch, der von mir verteidigten Lehre nach, jeder Entwicklungsvorgang vor sich. Es löst sich der Kreis, welcher zum Beispiel das Samenkorn, das Gewächs, die vollentwickelte Pflanze mit ihren Blüten in sich schließt, immer noch in einen größeren, dem ersteren aber ähnlichen Vorgang auf, bis man notwendigerweise endlich findet, eine Spirale gezogen zu haben, welche die tiefsten Bewegungen des Weltalls mit den einfachsten aufs innigste verbindet. Dabei ist immerwährend die Tätigkeit der sich selbsterneuernden Energie als eine den Kern des Vorganges bildende Kraft zu denken, nicht etwa, als ob sie einem Arbeiter gleichzustellen wäre, der sich nach getaner Arbeit entfernen sollte, sondern als ob sie etwas darstellte, was die eigentliche Natur des ganzen Vorgangs selbst ausmacht, und ihn dabei als einen durchaus persönlichen Vorgang bezeichnet.

5. Die Anerkennung dieser persönlichen Zusammengehörigkeit aller Welterscheinungen erscheint mir in der Tat eine notwendige Grundlage für die richtige Schätzung jedes einzelnen Entwicklungs-

vorganges; sie läßt sich durch die noch so sorgfältige Anwendung des biogenetischen Prinzips kaum ersetzen.

Man möchte nun hier wohl einwenden: wenn man auch eine solche persönliche Weltanschauung überhaupt zu schaffen vermöchte, könnte man sich dann rühmen, zu einem genügenden Abschluß seines Strebens nach einer einheitlichen Weltanschauung gelangt zu sein? Würde man nicht noch immer eine Erklärung des Lebensvorganges, eine Auslegung der ersten Ursache des Lebens schuldig bleiben? Bis zu einem gewissen Grade kann man, glaube ich, auf diese Fragen eine befriedigende Antwort geben. Wenn man nämlich dazu gelangen kann, eine derartige Erklärung der weltlichen Erscheinungen zu liefern, daß man in sie seine geistigen Regungen auflösen kann, und daß man in denselben seine eigenen geistigen Strebungen wiedergegeben zu erblicken vermag, in der Weise, daß man in dem Weltall sein ideales »Ich«, seine Ethik, seine Vernunft, seine tiefsten Ahnungen, seine Logik wiedererkennt; dann wäre man berechtigt, seine diesbezügliche Arbeit als abgeschlossen zu betrachten. Man könnte sich dann nicht nur in die Geheimnisse der Welt »einleben«, im Sinne von Bergson und James, sondern sich in dieselben auch hineindenken, und dabei seinen Gedankengang verfolgen und beurteilen. Weiter könnte man wohl unmöglich gelangen. Ich glaube aber, daß Bergson seinerseits nicht weit genug geht, wenn er behauptet, daß das begriffliche Denken immer hinter dem Gefühlsdenken und dem »Einleben« bleiben muß. Dieser Behauptung widerspricht die Tatsache, daß der Genannte sein geistvolles System schaffen konnte. Man darf seinen geistigen Scharfsinn doch nie dazu benutzen, den Wert dieses Scharfsinnes selbst gering zu schätzen. Das versucht man aber, wie mir scheint, wenn man, wie es der sonst sehr verdienstvolle Bergson in seinen prächtigen Schriften getan hat, behauptet, daß dem Geiste, seinem Wesen und seinem Ursprung gemäß, nur die Bedeutung einer in praktischer Hinsicht wertvollen Funktion zukommt, oder wenn man in den seelischen Tätigkeiten nur einen den physikalischen Kräften ähnlichen Vorgang oder ein vergrößertes Instinktspiel zu erblicken glaubt. Wenn man einen derartigen Versuch vergebens macht und dabei eine Arbeit verrichtet, von der man behauptet, sie nicht verrichten zu können, zeigt man von neuem die Bedeutung einer der Hauptgrundsätze der Hegelschen Lehre*. Man bestätigt dabei auch das Wort des Mephistopheles in Goethes Faust:

»Ich bin ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft«.

Die hier angedeuteten Verhältnisse werden vielleicht klarer werden, und der Beweisführung wird ein logischer Abschluß in

* Bejahung des universalen Wesens der Seele dadurch, daß jede beschränkende (verneinende) Determination sogleich selbst verneint wird.

Aussicht stehen, wenn wir uns den folgenden Betrachtungen zuwenden.

6. Ich meine, daß der seitens vieler Naturforscher sowie auch mancher Psychoanalytiker bekundete Mangel an Bereitwilligkeit, sich irgend einer allgemeinen Weltanschauung anzuschließen, eigentlich nicht davon herrührt, daß dies zuviel Zeit und Mühe erfordern würde, daß eine solche Anschauung nur eine geringe praktische Bedeutung beanspruchen könnte usw., sondern daher, daß sich dabei ein Widerstand, im psychoanalytischen Sinne, geltend macht. Einer solchen störenden Beweisführung schenkt man eben nicht gern seine Aufmerksamkeit.

Es ist aber in der Tat für jeden denkenden Menschen notwendig, sich irgend einer Anschauung anzuschließen; diese Notwendigkeit hängt mit dem Wesen der Seele selbst innig zusammen. Die Welt ist immer als im Strom begriffen zu betrachten und man muß den Vorgang entweder fördern oder sich dazu entschließen, ihm in den Weg zu treten.

Die verschiedenen Arten, nach welchen man die Welt zu betrachten versucht hat, lassen sich auf drei Hauptarten zurückführen:

a) Man kann sich alle Gegenstände und Ereignisse als für sich allein, vereinzelt stehend, denken;

b) man kann sich dieselben als niemals für sich allein stehend, sondern vielmehr als in solchen Verbindungen vereinigt denken, daß das Gesetz der Erhaltung der Energien überall zur Geltung kommt;

c) man kann diese Verbindung annehmen, sie sich aber in folgender Weise vorstellen: erstens, daß alles (wie bei Ostwald) auf Energien zurückzuführen ist (eben weil sonst nichts auf uns einwirken könnte: wir kennen eine Struktur nur insoweit sie ein Tätigkeitsvermögen besitzt); zweitens, daß diese Energien als auf der Tätigkeit von Personen beruhend gedacht werden sollten. Jeder Einzelne hat das dunkle Gefühl, daß sein Schicksal aufs innigste mit dem Schicksal des Weltalls verknüpft ist. Dieses Gefühl ist einerseits verdrängt, weil es geheimnisvoll und nicht klar begriffen ist, anderseits indessen eng verbunden mit einer dunklen Erkenntnis der Tatsache, daß unser Geist und unsere Seele die bedeutsamsten in uns liegenden Kräfte sind, und daß die Arbeit unserer Intelligenz und moralischen Empfindung im kleinen und unvollkommen die Arbeit derjenigen Energien darstellt, durch welche das Weltall geschaffen wurde und erhalten wird.

Mit einem Wort: jeder noch so Ungebildete ist mehr oder weniger Philosoph, der in unbestimmter Weise die von Hegel und so vielen anderen Denkern mit so großer Sorgfalt erreichten Wahrheiten instinktiv empfindet. Es kann eben nicht anders sein; denn keiner Forschung gelingt es, irgend etwas zu beweisen, dessen Urstoff nicht schon zuvor in jeder Seele vorhanden war; ich meine, die Elemente, die Anfangsgründe, müssen in uns liegen. Das Er-

lernen ist nichts anderes als eine Entdeckungsreise in die eigene Seele.

Als Psychoanalytiker oder als Analytiker im allgemeinen Sinne ist es unsere Pflicht, diese Ahnungen und Regungen so weit wie irgend möglich zu entdecken und näher zu prüfen, gerade deshalb, weil sie als verdrängt zu bezeichnen und mit einem Gefühl von Konflikt und Furcht verbunden sind; ferner auch, weil ihr Vorhandensein eine Teilerklärung von verschiedenen Problemen gibt, welche bei uns nach Lösung drängen, und welche wir (allerdings mit vollem Rechte) auf andere Weise zu erklären geneigt waren. Die Verdrängung dieser Ahnungen rührt teilweise davon her, daß es als unangenehm empfunden wird, sich als unter dem Einfluß bedeutender, uns nicht genau verständlicher Kräfte stehend zu fühlen. Auch aus diesem Grunde, und nicht lediglich deshalb, weil wir uns die Eigenschaften des irdischen Vaters als verherrlicht vorstellen, erlangen wir die Regung, welche zum Begriff des Vorhandenseins eines Gottes führt. Dieser Begriff erlangt aber nachträglich allerdings seine charakteristische Gestaltung in einer Weise, welche die psychoanalytischen Forschungen aufs schlagendste klar gemacht haben.

Eine fernere Ursache für die Verdrängung dieser Ahnungen (welche von jeher dazu gedient haben, die religiösen Gefühle zu nähren), liegt in dem Umstande, daß die Naturwissenschaft des letzten Jahrhunderts religiöses Denken mehr oder weniger zielbewußt verhindert hat, und zwar wegen der Neigung zum Abergläubischen, das nur zu oft seine Begleiterscheinung war. Diese Stellung ist indessen unrichtig, denn die Religionen haben trotz ihrer Mängel jederzeit die poetische Seite einer wirklich wissenschaftlichen Einsicht in das Geheimnisvolle des Lebens vertreten. Unsere Aufgabe ist es, diese Tatsachen zu erkennen und zu begreifen, daß diese Art von Verdrängung, sowie diejenige, welche mit dem Sexualleben verbunden ist, dazu beiträgt, unsere Kranken von der Genesung abzuhalten, weil dieselbe oft dazu dient, in ihnen ein Gefühl des Geheimnisvollen und der Furcht aufrecht zu erhalten, an dessen Stelle Vertrauen und Hingebung treten sollte.

Wenn es wahr ist, daß jeder Einzelne, schon infolge der Beschaffenheit seines Geistes, mit unbestimmter, aber wichtiger philosophischer Erkenntnis geboren ist, welche ihm das Gefühl beibringt, Bewohner einer größeren Welt zu sein, als die ihn anscheinend umgebende, so kann diese Erkenntnis nicht umhin, sich durch Symbole auszudrücken, welche für diese Erkenntnis charakteristisch sind, und die wir näher kennen lernen sollten.

Denn was ist eigentlich ein Symbol?

In letzter Analyse ist es ein Versuch, tiefere, bedeutsamere, beständigere, allgemeinere Vorstellungen mit Ausdrücken relativ gewohnter und einfacher Erfahrungen zu bezeichnen. Wir sagen oft: dies oder jenes Geschehnis, in einem Traum z. B., deutet sinn-

bildlich eine geschlechtliche Empfindung an. Schon recht, aber weshalb da stehen bleiben, wenn hinter dieser Empfindung noch weitere, beständigere, vollkommenere Vorstellungen bestehen, von welchen die geschlechtlichen Vorstellungen selbst Sinnbilder sind?

Warum sagen wir, daß die »Dreiheit«, — das Kreuz zum Beispiel — sinnbildlich im physischen Sinne die Genitalien andeutet, und übersehen die Tatsache, daß jede Dreiheit größtenteils auf die Dreiheit zurückzuführen ist, welche bei jedem Gedankenvorgang zum Vorschein kommt, nämlich die Dreiheit, bei welcher der Gedanke sofort seine eigene Fähigkeit erkennt, gleichzeitig als Subjekt und Objekt zu dienen, und seine eigene Tätigkeit zu beobachten. Tiefer läßt sich unmöglich gehen, und das ist sicherlich tief genug; denn durch die nötige Schlußfolgerung verbindet es den Denker mit den ewigen Naturkräften und liefert ihm eine vollkommene Grundlage für Sittenlehre und Religion. Eine derartige sinnbildliche Darstellung würde an und für sich schon die Beziehung des Vergänglichen zu dem wirklich und ausschließlich Verbleibenden liefern.

Man sollte sich indessen mit dem Studium der sinnbildlichen Darstellung, die sich auf die innere Beschaffenheit eines jeden Gedankenganges bezieht, nicht nur hinsichtlich des Gedankens der Dreiheit beschäftigen. Der Gegensatz zwischen dem Gedanken, der einerseits zu der ewigen Natur des Weltalls und andererseits zu unserem beschränkten Vermögen des Selbstausdruckes als in enger Beziehung stehend betrachtet wird, ist größer als der Gegensatz zwischen dem gesellschaftlichen Instinkt und dem Maßstab gesellschaftlicher Sittlichkeit, und kann leicht Anlaß zu einem ebenso überraschenden Gefühl des Konflikts geben.

Was nun die Mythen betrifft, so möchte ich in erster Linie wiederholen, daß mir die durch die Untersuchungen der hervorragenden Autoren der »Schriften zur angewandten Seelenkunde« gemachten Entdeckungen von besonders hohem Werte erscheinen. Sie tun dar, daß das Geschlechtsleben dadurch, daß es den Vorstellungen primitiver, intensiv denkender und fühlender Menschen früherer Zeiten Form und Farbe gab, dieselbe wichtige Rolle spielte, welche es heutzutage in Krankheit und Kunst spielt.

Ich möchte jedoch besonders betonen, daß diese Art, sich den Ursprung der Mythen zu denken, um richtige Würdigung zu finden, entschieden unter Berücksichtigung der alleruneingeschränktesten Ansicht von dem Wesen der Geistestätigkeit geprüft werden muß, in gleicher Weise, wie die biogenetische Methode, welche sich die Krankeitserscheinungen zu erforschen zur Aufgabe macht, als eine Phase der Erziehung zu betrachten ist, das heißt, als eine stark betonte Phase des Strebens der Menschenseele nach Freiheit.

Diese Ansicht bezüglich der Mythen ist von Fräulein Susan E. Blow, einer hervorragenden Kennerin der Hegelschen Philosophie, in einem Buch: »Symbolic Education« und auch an anderer Stelle in fähiger Weise, wenn auch nur beiläufig, vertreten

worden. Die Erklärung kann im allgemeinen als ein beinahe wesentlicher Anhang zu der Hegelschen anschaulichen Darlegung der Geistesform* bezeichnet werden.

Sie sei hier kurz wiedergegeben:

In jedem geistigen Bestreben bemüht sich die ganze Persönlichkeit sich auszudrücken. Aus solchen Bestrebungen, in welchen die Vergangenheit, die Gegenwart, und in einem gewissen Sinne selbst die Zukunft der Person teilnimmt, und die anfangs eine reine Seelentätigkeit sind, entspringt jeder neue Lebensimpuls, selbst jeder Strukturtrieb. Aber bei jedem derartigen Bestreben macht sich gleichzeitig ein Gefühl geltend, daß es ungenügend ist, — daß mehr und bessere Bemühungen möglich sind, — daß man gleichsam zu neuem begeisterndem Einfluß »zurückkehren« und von vorn anfangen muß.

Dieses Gefühl des Mißerfolges und möglicher Krafterneuerung zu erneuten Bemühungen ist vielleicht der tiefste menschliche Gedanke, dessen ungeheuere Bedeutung sich einem unwillkürlich aufdrängt, und dieser Punkt ist es eben, der bei den meisten Menschen entsprechender psychoanalytischer Lösung harrt.

Wegen dieser tiefliegenden, naheverwandten und weitreichenden Gefühle von Bemühung, Mißerfolg und Wiederkehr haben wir ein so großes Interesse an der Wiederkehr von Tag und Nacht, Sommer und Winter. Darin eben scheinen wir die Bewegung unserer eigenen Gedanken, unseres Schicksals zu erblicken.

Ähnlich verhält es sich wohl auch mit den Mythen, was ihre schließliche Bedeutsamkeit betrifft. Die Entwendung des Feuers von den Göttern seitens Prometheus, Antaeos' Wiedererlangung seiner Stärke bei jedesmaligem Berühren der Mutter Erde, die Befreiung eines in Gefangenschaft befindlichen, oder das Inslebenzurückrufen eines in tiefen Schlaf versunkenen Mädchens, alles dieses ist der endlosen, aber immer fruchtbaren Wiederkehr unseres ermüdeten, der Erquickung bedürftigen Geistes zur unerschöpflichen Quelle unseres realen Daseins, der Wiederentdeckung unserer Psyche-generatrix, an die Seite zu stellen.

Ein Teil dieses Vorgangs ist auch als bewußt und als ein durch den Willen bewirkter Vorgang zu betrachten.

Ich glaube, daß wir keine Maschinen, sondern Schöpfer sind, daß wir einen Teil unserer Fähigkeit aus den ewigen Kräften des Weltalls schöpfen, denen wir in gewissem Sinne ebenbürtig sind. Ich bin der Ansicht, daß die »Konflikte« in der Seele, von denen so viel die Rede ist, zum großen Teil ihren Grund haben, erstens in dem unserseitigen Gefühl, zweitens in der Überzeugung, daß wir in Wirklichkeit mehr sind als wir ausdrücken können. Die Mythen betrachte ich teilweise als den Ausdruck dieses Gefühls und dieser Überzeugung, und neige zu der Annahme, daß unsere

* Man vergleiche: W. T. Harris: The Logic of Hegel.

Empfindung der Furcht und des Geheimnisvollen gewissermaßen gleichen Ursprungs ist.

Auch die Person des Hamlet ist keineswegs als willenlos anzusehen.

Es kann wohl sein, daß Hamlet schwankte, nicht allein, weil er unter dem Einflusse unbewußter ödipusartiger Beweggründe war, sondern auch wegen des sich halbbewußten Gefühls, daß die seiner=seitige Ermordung des regierenden Oheims bei gegenwärtiger Sach=lage nicht völlig genüge, daß die Lage der Dinge im Gegenteil von einem allgemeinen Standpunkt betrachtet werden müsse, und daß die wirkliche Lösung nur durch Einführung besserer Thronfolge=gesetze angestrebt werden könne, daß es der beste von ihm ein=zuschlagende Weg wäre, an das Volk zu appellieren. Alles dies nur deshalb, weil er eben die Blutrache für nicht zeitgemäß hielt. Wenigstens darf man als gesichert annehmen — gerade wie bei der Deutung eines Traumes — daß jeder Gedanke, mit dessen Hilfe wir jetzt unter Benutzung unseres fortgeschrittenen Wissens die Sachlage zu beleuchten im Stande sind, bis zu einem gewissen Grade als im Geiste Hamlets (beziehungsweise Shakespeares) vor=handen zu betrachten ist. Unsere in der Traumanalyse gewonnene Erfahrung gibt für diese Behauptung wohl eine genügende Garantie.

Was nun den Einfluß des Willens weiter betrifft, so ist es recht auffallend, daß viele der besten Vertreter humanistischer Studien, wie zum Beispiel die sich für Staatswirtschaft interessierenden und diejenigen, welche sich mit dem Problem der Zivilisation beschäftigen, wie sie sich in weltlichen Einrichtungen äußert, geneigt sind, die selbständige Tätigkeit der Intelligenz viel höher als früher einzuschätzen, im Gegensatz zu den Kräften des Determinismus.

Heutzutage hört man in der Staatswirtschaft sehr wenig von dem l a i s s e z = f a i r e=Prinzip. Vor einem Jahre ist auch eine aus=gezeichnete Abhandlung von dem hervorragenden Psychologen J u d d* veröffentlicht worden, in welcher er mit überzeugenden Beweisen klarlegt, daß die früher allgemeine Lehre, nach welcher bei der Evolution der Menschensitten für die selbständige Macht des Willens und des Bewußtseins kein eigentlicher Platz sei, auf das entschiedenste zu verwerfen sei. Wenn man aber den Willenseinfluß überhaupt anerkennen will, so muß es herzhaft und mit freimütigem Bezug auf alle dabei vorkommenden Anwendungen geschehen. Es muß der Wille als mit der Ethik gepaart, und beide müssen als auf einer durchaus persönlichen Beschaffenheit der Welt beruhend betrachtet werden. Dadurch wird dem Prinzip der Er=haltung der Energien auch wieder eine neue und weitere Begriffs=bestimmung zugeteilt. Es geht in Wirklichkeit keine Energie ver=loren, eben weil jede Handlung, jeder Gedanke zum Wachstum des

* Psychological Review Vol. 17, 1910, p. 77.

Einzelnen beiträgt. Andrerseits muß jedoch auch behauptet werden, daß neue Energie bei jedem einzelnen Willensimpuls geschaffen wird, denn eben darauf beruht das Fortbestehen des Lebens. Wenn man von »der Erzeugung« spricht, so kommt einem wohl gewöhnlich eine biologische Bedeutung dieses Wortes in den Sinn. Wenn man sich aber daran gewöhnt, die Tätigkeit der geistigen Energie, oder im allgemeinen der universalen, selbstbelebenden Energie als die maßgebende Art der Schöpfung anzusehen, so erhält auch der Begriff des Erzeugens einen neuen Sinn. Leben bedeutet erzeugen; denn die erste Funktion, die erste Pflicht der Lebensenergie ist, einem gewissen Etwas Ursprung zu geben, das sich selbst ähnlich ist, indessen eine selbständige Existenz besitzt.

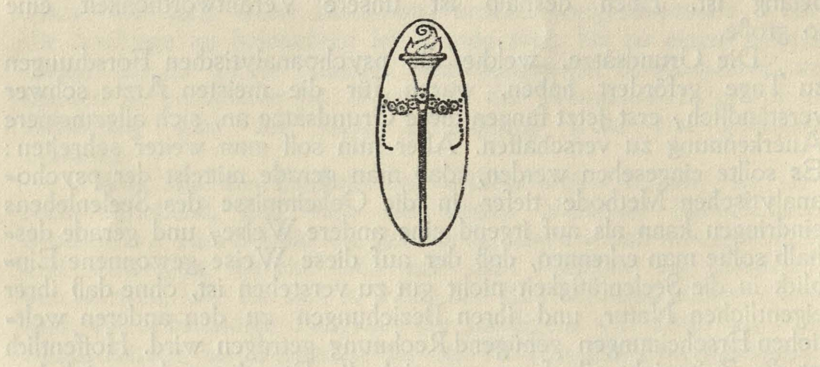
Auch in einem anderen Sinne kann man sagen, daß dem Begriff der Erhaltung der Energien durch diese Lehre ein neuer Sinn erteilt wird. Gewiß ist alles verbunden, aber in dem Sinne, daß jede Handlung einer Person für ihre eigene Fortbildung von Belang ist. Eben deshalb ist unsere Verantwortlichkeit eine so große.

Die Grundsätze, welche die psychoanalytischen Forschungen zu Tage gefördert haben, waren für die meisten Ärzte schwer verständlich; erst jetzt fangen diese Grundsätze an, sich allgemeinere Anerkennung zu verschaffen. Aber nun soll man weiter schreiten: Es sollte eingesehen werden, daß man gerade mittelst der psychoanalytischen Methode tiefer in die Geheimnisse des Seelenlebens eindringen kann als auf irgend eine andere Weise; und gerade deshalb sollte man erkennen, daß der auf diese Weise gewonnene Einblick in die Seelentätigkeit nicht gut zu verstehen ist, ohne daß ihrer eigentlichen Natur und ihren Beziehungen zu den anderen weltlichen Erscheinungen genügend Rechnung getragen wird. Hoffentlich ist die Zeit nicht allzuferne, wo sich die Forschung der peinlichen Verdrängungen der Kinderjahre einer ähnlichen Forschung anschließen wird, welche den Zweck hat, eine andere Art von Unbehagen erzeugenden Ahnungen des Erwachsenen auf ihren Ursprung zu prüfen. Möchten sich die Psychoanalytiker dazu berufen fühlen, und möchte es ihnen vorbehalten bleiben, als Ausleger der gleichfalls schwer verständlichen, aber für den Trost und das Glück der Menschen so wichtigen Lebensphilosophie hervorzutreten.

Es scheint vorteilhaft, die Psychoanalyse gleichsam als besonders betonte Phase eines viele Phasen umfassenden Erziehungssystems zu betrachten, und von diesem Standpunkt aus ist es von Interesse, nicht außer acht zu lassen, daß die berühmte von dem philosophisch angelegten Froebel geplante Erziehungsmethode gewisse Eigentümlichkeiten bietet, welche, bezüglich ihres Zweckes, an die Aufgabe der Psychoanalyse erinnern.

Das Ziel der Erziehung ist Freiheit, Freiheit für die Menschen, welche mit gutem Willen nach höchstmöglicher Sublimation streben, welcher nur durch die Ahnungen der eigenen, sich ihres

Ursprungs und ihrer Natur bewußten Seele Schranken gesetzt sind. Damit nun dieses Streben zweckentsprechend geschehe, müssen die Hindernisse jedweder Art aus dem Weg geräumt werden, da sie uns die richtige Vorstellung von der wirklich höchsten Sublimation erschweren. Mit Recht rühmen wir uns, die Bedeutung des Kirchturms, als Symbol betrachtet, von einer Seite eingehend beleuchtet zu haben. Es obliegt uns jetzt als wichtige Aufgabe, die anderen Bedeutungen mit gleicher Genauigkeit verstehen zu lernen.



Über Naturgefühl.

Von Dr. HANS SACHS.

> Deswegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und kindischen Unschuld beklagen.
>
> Friedrich Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung.

> Einem gelang es — er hob den Schleier der Göttin zu Sais —
> Aber was sah er? er sah — Wunder des Wunders, sich selbst.
>
> Novalis, Die Lehrlinge zu Sais.

Wenn wir die von Freud aufgestellten zwei Prinzipien des psychischen Geschehens* auf das Verhältnis des Menschen zur umgebenden Natur anwenden, müssen wir zu zwei Möglichkeiten der Einstellung gelangen: im Dienste des Realitätsprinzips sucht der Mensch sich vor den Gefahren der Natur zu sichern, sie zu beherrschen und seinen Bedürfnissen nutzbar zu machen. Das ursprünglichere Lustprinzip läßt ihn hier wie überall versuchen, unmittelbar Lust zu gewinnen, ohne den Gedanken an spätere Folgen und Zwecke. Das Organ solcher Lust, die uns die Natur ohne Rücksicht auf Kleidung und Nahrung, ja sogar in ihrer wildesten Entfesselung, mit der sie uns ans Leben zu greifen droht, gewährt, nennen wir Naturgefühl. Allerdings gibt es noch eine dritte Möglichkeit der Stellungnahme: die Naturwissenschaft; diese ist aber für unsere Untersuchung minder geeignet, da sie ein Vermischungsprodukt jener ersten beiden darstellt. Das Begehren nach Bändigung der Naturgewalt vermählt sich mit dem aus ursprünglichen Lustquellen stammenden Forschungstrieb. Unser Objekt bleibt die von keinem Zweckgedanken berührte Naturlust: wir versuchen also psychologische Betrachtung eines ästhetischen Problems. Für die Ästhetik stünde das Naturgefühl des Künstlers und der Ausdruck, den er ihm in seinem Werke schafft, im Mittelpunkte; nicht so für uns, die im Kunstwerk neben dem Problem des Naturgefühls noch ein zweites sehen, das jenes erste verdeckt und undeutlich macht, nämlich die drei Fragen nach der Psychologie des Künstlers: Welche Not schafft ihm das gesteigerte Bedürfnis nach Ausdruck? Welche Weisung läßt ihn die Form seines Ausdrucks finden? Und welches Gesetz zwingt uns, das mitzuerleben, wofür er Ausdruck, nicht Erkenntnis, gefunden hat? Wir weichen diesen Fragen aus und bleiben bei dem allgemeinen Phänomen stehen, wie es zu allen Zeiten und bei allen Völkern, nicht bloß bei ausgezeichneten Einzelnen, sondern bei jedem Durchschnittsmenschen, wenn auch in sehr verschiedener Form und Intensität zu finden ist. Unsere Beispiele werden wir natürlich bei den Künstlern suchen müssen; wir wollen sie aber nur als die gedrängteste und gelungenste Wiedergabe dessen, was alle Menschen der Epoche empfanden, verwerten.

* Jahrbuch III/1, S. 1 ff.

Wenn wir nun darangehen, zum Einzelnen hinabzusteigen, verwirrt die Vielzahl und buntscheckige Mannigfaltigkeit der Erscheinungen unseren Blick. So viel Völker und Stämme, so viel Verschiedenheiten. Und innerhalb der Völker noch der Wechsel, wie ihn die Wandlungen der Geschichte, das steigende und sinkende Niveau der Kultur hervorbringt! Und innerhalb jeder Epoche die Verschiedenheit der sozialen, religiösen, ästhetischen Gruppen und Verbände! Um Überblick und Ordnung zu gewinnen, liegt es uns ob, Typen zu bilden, wenn es uns auch bewußt bleiben muß, daß es dabei ohne Entstellung und Einseitigkeit nicht abgehen kann. Sollen uns die Typen lehrreich sein, so werden wir von ihnen dreierlei fordern: Klare Abgrenzung von einander, hinreichende Verschiedenheit des Inhaltes, damit, was von einigen gefolgert wurde, mit Wahrscheinlichkeit als für alle giltig angenommen werden kann, und Bekanntheit ihrer wesentlichen Züge, um unnötigen Ballast an Erklärungen und Zitaten zu vermeiden. Da bieten sich uns zwei, die diesen Bedingungen genügen, fast von selbst an. Das Naturgefühl des frühen Griechentums, wie es in den Homerischen Epen festgehalten wurde, und jenes unserer Gegenwart, das, wo nicht scharf umrissen, uns doch unmittelbar verständlich ist. Nur zur unzweideutigen Fixierung sei der Hauptpunkt seines historischen Werdens ⟨nach J. Burckhardt⟩ genannt: Petrarca und seine Besteigung des Mont Ventouse, und mit einigen Namen seine Umgrenzung abgesteckt: J. J. Rousseau, Goethe, Eichendorff, Böcklin, Verlaine.

Um uns die Lebhaftigkeit unmittelbarer Anschauung zu sichern, wollen wir für jede der beiden Typen ein Musterbeispiel wählen. Für die erste die Beschreibung der Insel der Kalypso, vielleicht die ausführlichste und schönste Naturschilderung bei Homer ⟨Odyssee V., 63 ff.⟩:

ὑλη δε σπεος αμφι πεφυκει τηλεθοωσα
κληθρη τ' αἰγειρος τε και εὐωδης κυπαριτσος

und weiter

κρηναι δ'ἑξειης πισυρες ῥεον ὑδατι λευκῳ
πλὴσιαι ἀλληλων τετραμμεναι ἀλλυδις αλλη
αμφι δε λειμωνες μαλακοι ἰου ἠδε σελινου
θηλεον. ἐνθα κ'επειτα και ἀθανατος περ ἐπελθων
θηησαιτο ἰδων και τερφθειη φρεσιν ᾑσιν.

Dicht um die Höhlung wuchs ein Wald verschwisterter Kronen,
Erlen und Zitterpappeln und duftende schwarze Zypressen,
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Quellen lauteren Wassers entsprangen viere beisammen,
Eine der andern nah und wandten sich hierhin und dorthin,
Rings von schwellender Wiese umblüht mit Veilchen und Eppich,
Daß ein Unsterblicher selbst, der je des Weges daherkäm,
Stünd' und weilte verwunderten Aug's und freudigen Herzens.
⟨Übersetzt von Rudolf Alexander Schröder.⟩

Und daneben eine Stelle aus »Werthers Leiden«:

»Wenn das liebe Tal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bach liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen den Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an mein Herz fühle ... wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten ...«

Wir sehen sogleich, daß die zweite Stelle mit Gefühlsäußerungen bis zum Rande gefüllt ist, an denen es der ersten völlig fehlt. Sie gibt nichts als eine Beschreibung, die fast eine Aufzählung genannt werden kann, allerdings von einziger Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit, doch nahezu völlig ohne subjektiven Gefühlston. Sollte dies etwa bedeuten, daß die gefühlsmäßige Einstellung zur Natur bei den Griechen des Homerischen Zeitalters nur schwach entwickelt war? Wir wissen, daß das Gegenteil zutrifft. Ihre wichtigste Gefühlsäußerung, die Religion, war von Naturgefühl durchtränkt, ja zum Teil auf dem Naturgefühl aufgebaut. Die Sonne sahen sie als heldenhaften, pfeilbewehrten Bogenschützen, die heranbrausenden Wogen als Rossegespann, gelenkt und befeuert von einem ungeheuern Greise, in Busch und Baum, Bach und Auen lebten verborgen göttliche Wesen. Das Naturgefühl der Antike war also nicht minder stark, nur äußerte es sich nicht in Schilderungen und Beschreibungen, nicht in direkter Wiedergabe, sondern auf einem Umweg: Durch Personifikation der Objekte, denen das Gefühl galt.

Dieser Mechanismus hat um so größeres Anrecht auf genaue und eingehende Würdigung, als er nicht allein der Antike angehört. Die eigentümliche Tendenz die unbelebte Natur zu personifizieren und die so geschaffenen Gestalten als göttlich anzubeten, finden wir bei allen Völkern bis zur Erreichung einer bestimmten Kulturhöhe verbreitet und in späteren Zeiten noch höchst bedeutsame Spuren und Reste davon bis auf unsere Tage; sie ist bezeichnend für ein Frühstadium der Entwicklungsgeschichte des Menschengeistes, das die Wissenschaft als die »Epoche des Animismus« bezeichnet. Um eine Erklärung dafür zu finden, werden wir uns nur auf absolute, ubiquitäre Phänomene beschränken und bis in die früheste und dunkelste Zeit zurückgehen müssen.

Zum Ausgangspunkt dieser Entwicklung nehmen wir den Menschen, dem noch die Fähigkeit fehlt, ein anderes Wesen als gleichgesetzt, als erkennendes und fühlendes Subjekt, wie er selbst eines ist, zu werten. Der Einzelne ist noch allein in der Welt; mit anderen Worten ausgedrückt, er ist nicht nur das Subjekt, sondern auch das ausschließliche Objekt seiner Sexualität — seine libido ist narzisstisch. Das Stadium der Hetero-Erotik (Objektliebe)

ist noch nicht erreicht; wenn er bei der Befriedigung seiner Sexualität auch die Außenwelt in Anspruch nimmt, so geschieht dies doch ohne Libido-Besetzung, d. h. ohne psychischen Anteil an den dabei benützten Gegenständen (die für ihn noch keine Individuen sind). Wie und warum dieses Stadium sein Ende fand, können wir nicht entfernt ahnen. Gewiß ist aber, daß die Objektliebe als erster und wichtigster Schritt der psychischen Entwicklung, als Grundbedingung jeder Kulturmöglichkeit, sobald sie einmal im Seelenleben ihren Platz eingenommen und ihre Wirkungen entfaltet hatte, mit allen Mitteln bewahrt und gepflegt werden mußte. Der Narzißmus dagegen, der die Gefahr des Rückfalles in den früheren Zustand bedeutete, sollte fortan unterdrückt und gemieden werden. Wir haben es hier offenbar mit dem Urfall der Verdrängung zu tun, der Verdrängung der Ich-Liebe und dem Aufstieg zur Libido-Besetzung des Außer-Ich. Diese erste Verdrängung macht jeder Einzelne auch heute noch ebenso mit, wie einst die ganze Menschheit: es ist der Riesenschritt, den das Kind tut, wenn es andere Wesen als seinesgleichen schätzen lernt, d. h. ihnen dieselben Empfindungen, die es selber hat, zugesteht, oder richtiger ausgedrückt, mit ihnen mitempfindet. Dieses Mit-Leid beweist, daß es dem Kinde gelungen ist, sich mit einer anderen Person zu identifizieren, sie nach dem glücklichen Ausdrucke Ferenczis zu »introjizieren«; so wird die Liebe zur Schule der Erkenntnis einer fremden Individualität. Der Mechanismus der Verdrängung ist hier noch keineswegs differenziert und man könnte vielleicht ebensogut von einer Sublimierung des Narzißmus zur Objektliebe sprechen. Festzuhalten bleibt aber jedenfalls, daß damit ein bisher unbekannter Kampf in der Menschenseele beginnt. Die alte Befriedigungsweise fordert ihr Recht und muß mit Aufbietung psychischer Energie niedergehalten, verdrängt oder sublimiert werden. Die Folge dieses endopsychischen Konflikts ist ein Spannungszustand, der neu ist und deshalb eine neue Form der Entladung fordert. Verschärft wird diese sexuelle Spannung noch dadurch, daß der Mensch nun ein Objekt suchen muß, um sexuelle Befriedigung zu erlangen, also auch eine Zeit lang unbefriedigt bleibt, während er bisher dies Objekt stets gegenwärtig hatte, so daß ein anhaltendes und quälendes Bedürfnis unmöglich war. Um die Form der Entladung, die sich jene vom Subjekt als endopsychisches Unlustgefühl empfundene Spannung wählte, zu verstehen, müssen wir das Verhältnis des primitiven Menschen zu der ihn umgebenden Natur untersuchen.

Ein Teil der Eindrücke, die er von dort empfing, war gewiß angenehm und lustvoll. Das Licht und die Wärme der Sonne, der kühlende Schatten und das erquickende Wasser wurden von ihm als wohltätige Mächte empfunden.

Es ist ohneweiters verständlich, daß er, der das dringende Bedürfnis hatte, seine Spannung los zu werden d. h. sexuell zu empfinden, diesen Lustgefühlen seine bereitliegende libido beimischte

und sie als erotische Befriedigung, die von einem unsichtbaren Spender ihm gesandt wurde, auffaßte, d. h. sie sexualisierte.

Unverständlich scheint es hingegen, wie der Mensch die unlustvollen Sensationen, die ihm von der Natur zugingen und die offenbar die weit überwiegende Mehrzahl waren, zu Lustzwecken verwenden konnte; daß dies aber doch, wenigstens teilweise, möglich war, werden wir sogleich sehen. Aus der Gruppe der Unlust-Empfindungen scheiden wir den (körperlichen) Schmerz völlig aus. Er entzieht sich der Behandlung in diesem Zusammenhange vielleicht schon deshalb, weil er kein rein psychisches Phänomen ist. Jedenfalls blieb er für die Beseitigung der Sexualspannung ohne Bedeutung. Uns bleiben jetzt noch jene Sensationen übrig, die ein nicht gegenwärtiges, sondern nur drohendes Übel, also die Gefahr, Schmerz oder Tod zu erleiden, hervorruft. Diese Gefahr kann nun real gegenwärtig, oder mit solcher Lebhaftigkeit vorgestellt sein, als ob sie gegenwärtig wäre, dann sprechen wir von Furcht oder Schrecken; sie kann aber auch in einer bloßen Überlegung bestehen, die eine entfernte oder unsichtbare Gefahr in Rechnung zieht. Die Fähigkeit, eine solche Überlegung anzustellen ist es, die hauptsächlich den Menschen vom Tiere, das nur der Gegenwart gehorcht, unterscheidet und ihn zum Beherrscher der Erde, zum homo sapiens macht. Diese warnende Überlegung, die den Menschen dazu antrieb, lustvolle Tätigkeiten zu unterlassen, unlustvolle aufzunehmen, um einer künftigen Gefahr zu entgehen, hatte wenig Aussicht, sich durchzusetzen, denn im Kampfe zwischen Überlegung und Affekt sind die Waffen sehr ungleich; um ihn auszufechten, wäre auf der einen Seite eine Aufbietung von Energie notwendig gewesen, die das Gleichgewicht des psychischen Haushaltes völlig aufgehoben hätte. Es hieß also nach einer Verstärkung suchen, wenn diese für Bestand und Entwicklung der Menschheit so wichtige Hemmungsvorstellung ihre Funktion erfüllen sollte. Wo aber war ein solcher Affekt zur Verstärkung einer Hemmung verfügbar? Es wäre wohl als die willkommenste Lösung anzusehen, wenn der zu bändigende Trieb sich selbst entgegenwirkt, gestaut und auf diese Weise die gewünschte Regulierung herbeigeführt hätte.

Nun wissen wir, daß es tatsächlich Triebe gibt, die nach zwei entgegengesetzten Richtungen strömen, also mit negativen und positiven Vorzeichen, wie der elektrische Strom, wirken können. Diese »doppelsinnigen« Triebe nennen wir ambivalente (Bleuler) oder polare (Stekel). Die Erfahrung hat gezeigt, daß alle oder beinahe alle der Sexualität angehörenden oder untergeordneten Triebe ein Element der Ambivalenz an sich haben. So gibt es aktive und passive Agressionslibido (Sadismus und Masochismus), der sexuellen Schaulust entspricht die Entblößungslust (Exhibitionismus), der Lust an der Defäkation und den Fäkalien (Anal-Erotik) der Ekel. Es wäre sehr verlockend, den Satz umzukehren und zu behaupten, daß ebenso alle ambivalenten Triebe sexuellen Anteil haben müssen, doch ist dies derzeit noch

keineswegs sichergestellt und zu unserer Beweisführung auch nicht notwendig. Uns genügt es, einzusehen, daß diese im Interesse der psychischen Ökonomie gelegene Selbststauung nur durch ambivalente Triebe herbeigeführt werden konnte, daß darum die Sexualtriebe, welche mit der Eigenschaft der Ambivalenz ausgestattet sein müssen, zu dieser Leistung besonders befähigt waren. Auf der einen Seite sehen wir also das Bedürfnis nach der Entladung objekthungriger sexueller Triebe, welches die Folge der Sexualspannung ist, auf der anderen das Bedürfnis zur Heranziehung sexueller Triebe, weil der durch die Vereinigung mit ihnen ambivalent gewordene Trieb in Stand gesetzt würde, die ihm entgegenstehende Hemmung mit Affekt zu besetzen und so ohne Störung des psychischen Gleichgewichtes wirksam zu machen. Das Interesse der psychischen Ökonomie hat die Verschmelzung dieser einander entgegenkommenden Bedürfnisse bewirkt und so wurde die Überlegung, welche wegen einer künftigen Gefahr einer gegenwärtigen Lustbefriedigung entgegenwirkte, sexualisiert — es wurde aus ihr ein Affektphänomen: Die Angst.

Von der durch keinen äußeren Anlaß gerechtfertigten neurotischen Angst wissen wir*, daß sie aus verdrängter libido entspringt. Hier wie sonst zeigt die Neurose uns ein Zerrbild des normalen Seelenlebens. Denn auch der normalen, berechtigten Angst darf der Zusatz des Sexuellen, wie wir eben gesehen haben, nicht fehlen. Es ist dabei hervorzuheben, daß gerade die Angst ein Grenzgebilde ist, in das sich auch bei sonst Normalen leicht neurotische Züge mischen; so findet man oft die Angst vor einem Ereignisse nicht unberechtigt, aber doch inadäquat. Es bemächtigen sich dann eben verdrängte sexuelle Impulse der Hemmungsvorstellung und geben dieser eine an und für sich unverständliche Affektbetonung. Daß ein solcher sachlich unberechtigter Affektaufwand nur dort stattfindet, wo ambivalente Triebe ins Spiel kommen, läßt sich durch Beobachtung leicht bestätigen. Ein im Käfig hinreichend sicher verwahrtes Raubtier betrachtet der Normale ganz affektlos; die durch den Selbsterhaltungstrieb veranlaßte Furcht ist weggefallen und damit jeder Anlaß zur Erregung. Fäkalien aber werden die meisten Menschen nicht ganz ohne Affektregung betrachten können, wenn auch keine nähere Berührung zu befürchten ist, denn der Ekel entspringt aus exquisit ambivalenten Trieben.

Dem Angst-Problem selber, d. h. der Frage, wie die Verwandlung von libido in Angst vor sich geht, sind wir damit nicht näher gerückt; für uns war nur die Untersuchung von Interesse, ob auch die unlustbetonten Sensationen der Außenwelt zur Abfuhr der sexuellen Spannung verwendet werden können und wir haben gesehen, daß dies auf dem Umweg über die Angst ermöglicht wird. Es wurden also einem großen Teil der Natur, da die von dort ausgehenden Sensationen sexualisiert worden waren, sexuelle Affekte

* Siehe Freud, »Die Traumdeutung«, III. Aufl., S. 171, und Stekel, »Nervöse Angstzustände«.

entgegengebracht. Bleibt noch das Problem zu erledigen, warum der Mechanismus der Personifikation, der Animismus, als Ausdruck dieser Affekte gewählt wurde.

Eine nicht leicht überwindbare Schwierigkeit bei den ersten Schritten seelischer Entwicklung, die der Mensch zu tun versuchte, war die Aufgabe, die Grenzen zwischen dem Ich und der Außenwelt festzulegen und dann die Außenwelt als solche zu erkennen und ihren Inhalt festzustellen. Mit anderen Worten, der Mensch mußte von Wirkungen auf äußere Ursachen schließen und imstande sein, die Ursachen als vom Ich getrennte, selbständige Objekte vorzustellen. Diejenige Art der Vorstellung nun, die am mühelosesten und mit dem geringsten Denkaufwand verknüpft ist, müssen wir für die ursprünglichste, zuerst gewählte halten. Es muß sich auch feststellen lassen, daß der Mensch nach Erreichung eines höheren geistigen Niveaus auf eben diese Vorstellungsart zurückgreift, wenn er »spielt«, d. h. den psychischen Mechanismus nur auf unmittelbare Lustgewinnung einstellt, denn durch sie kann er die Lust, die mit der Ersparung an psychischem Aufwand, der Rückkehr zur infantilen Denkweise, verbunden ist, erreichen. Da nun das eigene Ich dem Menschen unmittelbar bekannt ist und ohne Denkanstrengung bewußt wird, bestand jene müheloseste Methode darin, sich als die Ursache jeder von außen kommenden Wirkung etwas dem eigenen Ich Analoges zu denken — also den Gegenstand, von dem jene Wirkung ausging, zu anthropomorphisieren oder zu personifizieren. Das Kind und der primitive Mensch nehmen den Stein, über den sie stolpern, den Baum, an den sie sich stoßen, sogleich als ebenbürtigen Gegner an, weil sie bis zu der Vorstellung unbeseelter, d. h. dem Ich ganz ungleicher Objekte nicht gelangt sind. So wichtig diese Denkvereinfachung ist, kann sie doch nicht als die eigentliche Urheberin des von uns untersuchten Phänomens gelten, da wir für ein psychisches Gebilde, das so viele und so starke Affekte zur Entfaltung brachte, wie der Animismus, hinter der intellektuellen eine rein affektive Ursache suchen müssen. Die Denkerleichterung spielt dabei wohl nur die sekundäre Rolle der V o r l u s t, d. h. sie gibt eine leicht gewinnbare Lustprämie ab, um den Trieb zur Erreichung des wichtigeren Zieles anzuspornen. Diese Funktion der Vorlust kommt gerade der Ersparung an psychischem Aufwand durch die Rückkehr zur infantilen Denkweise auch bei anderen, nicht hieher gehörigen Phänomenen zu, z. B. beim Witz und Reim, so daß wir dies vielleicht für ihre typische Verwendung im entwickelten Seelenleben halten dürfen*.

Wollen wir nun die affektive, also unserer Ansicht nach die Hauptgrundlage der Personifikationstendenz untersuchen, so müssen wir uns erinnern, aus welchem Konflikt die Spannung entstand, die zur Affektbesetzung der Natur führte. Es war die Verdrängung

* Diese Ausführungen gründen sich auf S. Freud, »Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten«.

des Narzißmus, der Beschäftigung mit dem eigenen Ich als Sexual-Objekt. Es ist nun ein wesentliches Kennzeichen der Verdrängung, daß sie den Affekt, gegen den sie sich wendet, nur scheinbar aufhebt. In Wirklichkeit existiert er, unter einer Verhüllung und Maske, welche ihm von der Verdrängung, in dieser Funktion »Widerstandszensur« genannt, aufgezwungen wird, weiter, und zwischen seiner neuen Form und der alten bestehen enge assoziative Zusammenhänge. Auf diesem Grundsatze beruht ja die Möglichkeit der psychoanalytischen Therapie. Auch der verdrängte Narzißmus ist also nicht spurlos verschwunden und die Beziehung zur sexuellen Ich-Liebe muß der Ersatzbildung noch irgendwie anhaften. Diese Bedingungen erfüllt aber der Animismus auf das vollkommenste. Die Phantasiepersonen, mit denen die ganze Natur erfüllt wird, sind zunächst nichts anderes, als Wiederholungen des eigenen Ich, die nach dem Mechanismus der Projektion in die Außenwelt versetzt werden. Diese Projektion ermöglicht es, die Zensur zu umgehen und die von den Ansprüchen eines höheren seelischen Niveaus verpönte narzißtische Befriedigung wenigstens teilweise zu erreichen. Mit dieser Vorstellung aller libidinös besetzten Gegenstände als »Ich«, die als Folge der untersagten direkten libidinösen Befriedigung am »Ich« auftritt, vollzieht sich die Wiederkehr des Verdrängten aus der Verdrängung. Daß diese Wiederkehr gerade aus der im Dienste der Verdrängung geschaffenen Ersatzbildung erfolgt, ist uns als wesentliches Moment des Verdrängungsmechanismus schon lange geläufig.

Die Personifikationstendenz, die der animistischen Weltanschauung zugrunde liegt, ist also die Projektion des verdrängten Narzißmus auf die Außenwelt, welche infolge der aus dem Verdrängungskampf resultierenden Spannung teils direkt, teils auf dem Umwege über die Angst, libidinös besetzt worden war.

Die ontogenetische Parallele zu unserem Phänomen läßt sich leicht erweisen. Die Tatsache, daß Kinder die ganze unbelebte Natur personifizieren, die Einrichtungsstücke der Kinderstube vermenschlichen und etwa verlangen, daß man den bösen Tisch schlage, an den sie sich gestoßen haben, ist allgemein bekannt. Nichts gewährt dem Kinde eine intensivere Lust, als wenn ein lebloser Gegenstand durch die Menschengestalt, die ihm gegeben worden ist, der Personifikationstendenz entgegenkommt und das Festhalten der animistischen Auffassung erleichtert; deshalb ist die Puppe von jeher das begehrteste Spielzeug gewesen und wird es immer bleiben.

Daß jene Phantasiewesen, mit denen die Natur bevölkert wird, nichts anderes seien, als Abspaltungen des eigenen Ich, gilt natürlich nur für den Ur-Anfang der seelischen Entwicklung, solange nämlich nur der einzige Konflikt: Narzißmus — Objektliebe be-

steht. Die später auf dem Wege zur höheren Kultur auftauchenden Konflikte, vor allem also die Verdrängung der Inzestliebe (Ödipus-Complex), machen dann von dem bereits vorhandenen Mechanismus für ihre Zwecke Gebrauch. Die ursprüngliche Ich-Projektion wird nun überlagert von neuen Gestalten, die den späteren, verdrängten Affekten zum Ausdruck dienen. Damit kommt ein völlig neuer Zug in diese ganze Phantasiewelt. Während nämlich bisher die Phantasiegestalten nur alle Wiederholungen desselben und deshalb wenig differenziert waren, erhalten sie jetzt, wo sie zur Darstellung der verschiedenen Affekteinstellungen gegen mehrere Personen dienen müssen, individuelles Gepräge. Dann sind aber auch nicht mehr alle Naturerscheinungen schlechthin und gleichmäßig verwendbar, sondern für jeden Affektausdruck nur diejenigen, deren Wirkung mit dem Inhalt des Affektes eine gewisse Analogie aufweist. So macht der Südländer die sengende und verzehrende Sonne, der Nordmann den Wettersturm und den niederfahrenden Blitz zum Symbol seiner Gefühle gegen den übergewaltigen, strengen Vater und Herrscher, in dessen Hand sein Leben steht. Die Erde, die ihn mit ihren Früchten nährt, den Quell, der ihn tränkt, kann der Mensch, der sich liebevoll erinnert, wie ihn einst die Mutter genährt und getränkt hat, nur mit dem Bilde der Mutter beleben. Durch solche stets hinzukommende Überlagerungen entsteht aus dem primitiven Totem- und Fetischkult jene Mythologie, die der antike Ausdruck des Naturgefühles ist. Nie dürfen aber die Natureindrücke als Entstehungsgrund jener Mythologie aufgefaßt werden. Sie sind nur die Ausdrucksmittel für die psycho-sexuellen Konflikte, welche Sonne und Meer, Wind und Sterne, je nach ihrer Eignung, für diese oder jene Rolle ausersehen. Im letzten Grunde sind dann alle diese fürchterlichen und liebreizenden, drohenden und anziehenden Gestalten nichts anderes als Abspaltungen und Projektionen des eigenen Ichs ihrer Anbeter. Aufgabe der Mythenforscher wird es sein, alle diese Überlagerungen abzutragen und ihre Verursachung nachzuweisen, bis zurück zu dem ersten mythologischen Prozeß — der Verdrängung des Narzißmus.

Wir sind es schon gewohnt, für die Seelenzustände des primitiven Menschen Analogien bei den Psychosen und Psychoneurosen zu suchen. In unserem Falle liegt der Gedanke besonders nahe, da Freud in seiner tiefgründigen Arbeit über die Schrebersche Autobiographie* nachgewiesen hat, daß eine bedeutende Gruppe von Geisteskrankheiten, nämlich die Paranoia und die Paraphrenie (nach dem von Freud vorgeschlagenen Ausdruck; nach Bleuler: Schizophrenie und nach Kräpelin: Dementia praecox) Produkte des Verdrängungskampfes zwischen Objektliebe einerseits und Narzißmus, respektive Auto-Erotik andererseits sind. Tatsächlich haben wir den

* S. Freud, Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides). Jahrbuch, III/I, siehe besonders S. 64—68.

in der Paranoia vorwaltenden Projektionsmechanismus, das Hinausverlegen des Verdrängten, als wichtigsten Hebel am Werke gefunden. Den vollkommenen Parallelismus zwischen den mythologischen Vorstellungen primitiver Völker und den Wahngebilden der Paraphreniker hat eine auf dem Boden der Jungschen Lehre fortarbeitende Forscherin, Dr. Spielrein *, auf das scharfsinnigste nachgewiesen. Insbesondere die Tendenz zur Spaltung der Persönlichkeit, die bei den Geisteskrankheiten vorwaltet, macht sich bei jeder Fortentwicklung der Mythologie stets aufs Neue geltend. So wie vor den Kranken seine verdrängten Affekte als vermeintliche Realitäten der Außenwelt hintreten, werden aus diesen oder jenen Eigenschaften eines Gottes neue Götter geschaffen, deren ursprüngliche Bedeutung zunächst noch angedeutet wird, etwa dadurch, daß sie als Kinder des ersten gelten, die aber mit der Zeit ganz selbständig werden und nun ihrerseits wieder Abspaltungen erleiden. Daraus erklärt sich die ungeheure Fülle der Gottheiten in allen antiken Religionen, vor allem im vedischen Pantheon. Der Unterschied zwischen der Anbetung der Naturmächte durch die primitiven Völker und den Wahnbildungen der Geisteskranken liegt vor allem darin, daß jene nur ein Notventil war, um die psychische Spannung zu entlasten, im übrigen aber die praktische Einstellung zur Außenwelt nicht störte, während diese das ganze Seelenleben ausfüllen und »keine Götter neben sich dulden«.

Wenn wir nun darangehen, die wesentlichen Züge, durch die sich unser modernes Naturgefühl von dem antiken unterscheidet, herauszufinden, müssen wir uns erinnern, daß wir gleich im Anfang konstatieren konnten, daß der moderne Mensch seine affektive Stellungnahme zur unbelebten Natur mit allem Nachdruck ausspricht, der antike sie nahezu völlig verschweigt. Je mehr Material wir zum Vergleich heranziehen, desto deutlicher wird die Erkenntnis, daß der moderne Mensch das Naturgefühl, die Affekteinstellung als solche, recht hoch bewertet: er bekennt sich ohne Zögern dazu, schildert es gerne und liebevoll und bemüht sich, jene Seite seines Gefühlslebens auszubilden. Nicht selten wird das Naturgefühl überhaupt zum Wertmesser der kulturellen Entwicklung der Persönlichkeit gemacht. Von einer solchen Hochschätzung weiß die Antike — wenigstens bis zur Zeit ihrer höchsten Blüte — nahezu gar nichts. Dagegen kennt sie der Natur gegenüber eine andere strenge Wertung, die uns wiederum abhanden gekommen ist. Der antike Mensch wurde nur von jenen Naturschauspielen ergriffen, die durch die heroische Gewalt ihres Auftretens oder durch ihre vollendete Schönheit aus der übrigen Menge hervortreten. Der Flockenschaum der stürmischen Brandung, die edlen Linien eines Gebirges, die harmonische Form eines Ölbaumes und ähnliehe Dinge zwangen ihn in ihren Bann. Für die Renaissance gilt noch fast das

* Dr. C. G. Jung, »Zur Psychologie der Dementia praecox«. Spielrein, »Über den psychologischen Inhalt eines Falles von Schizophrenie«. Jahrbuch III/I.

Gleiche. Eine große Änderung trat mit jener Epoche ein, die einen Umschwung fast auf jedem Gebiet der Geistestätigkeit des gebildeten Europa bedeutet und mit dem Namen Jean Jacques Rousseau gekennzeichnet ist. Das Gebiet der mit Gefühl betrachteten Naturdinge wurde an zwei Stellen erweitert. Die Alpengipfel, die bisher in ihrer strengen und menschenfeindlichen Majestät gemieden worden waren, wurden nun bewundert und besucht. Und die einfache, durch nichts ausgezeichnete Landschaft, Feld und Wald, Wiesen und Au wie sie sich ebenso schön oder schöner an jedem anderen Orte finden kann, weckte jetzt schwärmende Begeisterung. Man muß nicht mehr in die Ferne ziehen, um die Natur im Prachtgewande zu suchen, ein Gang vor das Tor genügt, um alle Gefühlstöne anklingen zu lassen. Von da an besteht die Tendenz, das Naturgefühl auf immer mehr und mehr Objekte auszudehnen. Den letzten Schritt hat die von Frankreich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgegangene Bewegung, die sich den Namen «Naturalismus» beilegte, getan. Ja, es scheint fast, als ob dies das wesentliche und dauernde Verdienst jener Bewegung gewesen wäre, daß sie auch die letzten Schranken der verschiedenen Bewertung der Naturobjekte niedergerissen hat. Uns Gegenwartmenschen scheint die Natur — subjektive Unterschiede ungerechnet — in allen Gestalten gleich liebenswert. In uns kann die rauchig-trübe Atmosphäre, die einen Fabriksschlot umgibt, ein Stück staubiger Straße, auf das die blendende Sommersonne strahlt, die ganze Skala unserer Empfindungen wachrufen. Fassen wir das Gesagte zusammen: Die Antike wertet das Objekt, dem das Naturgefühl gilt, nicht das Gefühl, die Moderne wertet das Gefühl während das Objekt ihr fast indifferent ist. Dieses seltsame Gegensatzverhältnis bildet die vollkommene Ergänzung des Verhaltens des Sexualtriebes, wie es Freud* geschildert hat: »Der eingreifendste Unterschied zwischen dem Liebesleben der Alten Welt und dem unsrigen liegt wohl darin, daß die Antike den Akzent auf den Trieb selbst, wir aber auf dessen Objekt verlegen. Die Alten feierten den Trieb und waren bereit, auch ein minderwertiges Objekt durch ihn zu adeln, während wir die Triebbetätigung an sich geringschätzen und sie nur durch die Vorzüge des Objekts entschuldigen lassen.« Es ist klar, daß dieser Umschwung ein Erfolg der erhöhten Verdrängung war. Dem anstößigen Sexualtrieb, von dem so wenig als möglich die Rede sein darf, wird die Wertung entzogen. Dem Sexualobjekt, das jetzt, nachdem der Trieb in der Versenkung verschwunden ist, harmlos zu sein scheint, darf diese herrenlos gewordene Wertschätzung angeheftet werden — in Wirklichkeit drückt diese Schätzung und Überschätzung des Objektes nichts anderes aus als die Rückkehr des verdrängten Triebes aus der Verdrängung. Jedenfalls können wir daraus, daß Naturgefühl

* Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. 2. Aufl., S. 14. Anm.

und Sexualtrieb in einem komplementären Verhältnis stehen, einen Schluß ziehen, der uns darüber belehrt, was denn wenigstens aus einem Teil der Energien des verdrängten Sexualtriebes geworden ist. Sie haben sich offenbar in die starke Betonung und hohe Bewertung des Naturgefühls umgesetzt und diese Verstärkung aus der Quelle der erhöhten Verdrängung hat das Naturgefühl so objekthungrig gemacht, daß es seinen Kreis immer weiter und weiter ausdehnte, gleich einem Manne, der sich einst nur von erlesener Speise nährte und nun von seinem stets wachsenden Appetit zur Vorliebnahme mit der einfachsten Kost gezwungen wird. Daß dieses Hinüberschieben von Affektmengen auf das Naturgefühl am eifrigsten betrieben wurde, als das «galante» Zeitalter, das auch das Zeitalter der religiösen Orthodoxie und des Fürstendienstes war, versank, und die Menschen lernen mußten, tugendhaft, atheistisch und frei zu sein, ist unschwer einzusehen. Denn dadurch wurden große Libido-Quantitäten, die bisher an bestimmte Objekte gebunden gewesen waren, mit einem Male entfesselt und mußten anderweitige Verwendung finden, wenn sie nicht den ganzen Kulturmechanismus zerstören sollten.

Als typisch für das Naturgefühl der Alten haben wir die Personifikationstendenz kennen gelernt; diese kann sich bei dem modernen Menschen in der alten Form nicht mehr durchsetzen, denn die objektive Erkenntnis der realen Verhältnisse ist in unserem Geiste so stark geworden, daß eine Auflehnung dagegen nicht mehr möglich ist. An die Stelle der Personifizierung, welche dem Gegenwartsmenschen keine Lust mehr verschaffen würde, ist eine andere Technik der «Naturbeseelung» getreten, die unseren Erfahrungen minder grell widerspricht. Wir verzichten darauf, aus den hinausprojizierten Affekten selbständige, menschenähnliche Gestalten zu bilden, aber wir fahren mit der Projektion selbst noch immer fort. Wenn wir die Trauer des herbstlichen Waldes und das Lachen des Frühlingshimmels empfinden, schieben wir der Natur, deren wechselnde Bilder in unserem Innern mit Assoziationen verknüpft sind, unsere Affekte zu, die durch jene Assoziationen geweckt wurden. Diese Loslösung der Affekte vom Subjekt macht das Festhalten eines individuellen Objektes unmöglich. Dadurch bekommen jene in die Natur hinausprojizierten Affekte einen Charakter der Allgemeinheit, der sie von den direkt geäußerten unterscheidet; wenn dann mehrere Menschen von nur einigermaßen ähnlicher Affektlage demselben Naturschauspiel gegenüberstehen, werden sie sich, da ihre in die Natur projizierten Empfindungen die individuellen Züge abgestreift haben, in der gleichen Gefühlseinstellung finden. Diese Objektivierung der Empfindungen nennen wir »Stimmung«; sie ist das eigentliche Merkmal des modernen Naturgefühls, das geheime Zeichen, an dem sich die verwandten Gemüter erkennen, der letzte Rest jener Phantasietätigkeit, die einst die Naturmythen und -Religionen aufgebaut hat. Was einst dem Menschengeschlecht wesentlicher erschien als jede Realität, was ihm höher

und heiliger galt als irdisches Hassen und Lieben, das ist heute zu einem Spielzeug herabgesunken, nach dem die Seele erst greifen darf, wenn die Sorgen des Tages erledigt worden sind. Einzig bei den Künstlern — das Wort hier im weitesten Sinne genommen — kann die Stimmung noch den Herrscherplatz behaupten, denn der Künstler ist nach dem Ausspruche Schopenhauers* in den Hauptzügen seines Geistes dem Kinde verwandt und bewahrt, da ontogenetische und phylogenetische Vergangenheit zusammenfallen, vieles, was dem heutigen Geschlecht verloren gegangen ist.

Es steht in seltsamem Gegensatz zu der Wertschätzung des Naturgefühles, daß ihm alle wichtigen sozialen Funktionen entzogen wurden; zwischen der offiziellen Bewertung eines Affektes in einem bestimmten Kulturmilieu und seiner wirklichen Bedeutung dafür besteht eben gar kein Zusammenhang. Gewiß ist, daß mit dem Wegfall der Personifizierung die Möglichkeit der gründlichen Abreagierung sehr beeinträchtigt wurde. Denn an jene Gestalten konnte man wirklich und voll glauben und sich im Verhältnis zu ihnen darum auch vollständig ausleben — besser als im Verhältnis zu den wirklichen Menschen. Die Affekte hingegen, die wir in die Natur hinausprojizieren, sind ihr nur geliehen und wir werden immer wieder daran gemahnt, daß sie nicht wirklich der Landschaft, sondern uns selbst angehören; wir können es uns nicht lange verhehlen, daß nicht der Herbstwald trauert, sondern wir, daß wir zornig und gewaltsam sind, nicht das Gewitter. Wenn wir also den Wert, den unser Naturgefühl hat, gegen jenen des antiken abschätzen — den wirklichen, nicht jenen, den die allgemeine Schätzung ihm zuteilt, so können wir es nicht übersehen, daß ihm keine wichtige Leistung im Seelenleben mehr zukommt. Es ist nicht der einzige Fall, daß eine Einrichtung, der einmal die höchste Bedeutung zukam, nachdem sie überflüssig geworden war, nicht abgeschafft wurde, sondern weiterbestand, aber nun als ein zu ernstem Gebrauche unverwendbares Spiel galt. Ähnlich gehen manche unverständlichen Volkssitten und Feste auf die wichtigsten Betätigungen unserer Ahnen zurück.

Aber auch jene geringere Lustbefriedigung vermag das heutige Naturgefühl nicht mehr in derselben Intensität zu gewähren. Unsere Erkenntnis, unser ausgebildetes begrifflich-logisches Denken, unsere zahlreichen Affektkonflikte setzen einer vollen Befriedigung zu viele Hemmungen entgegen. Darin gibt uns das Naturgefühl einen kleinen Ausschnitt aus dem Bilde unserer Zeit, die sich in der Pflege und Bewunderung des Gefühlslebens nicht genug tun kann und ihm doch kaum irgendwo freien Spielraum gewährt.

---

* Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, Drittes Buch, Kapitel 31.

Zur Psychologie des Tragischen.

Von Leo KAPLAN.

Einleitende Bemerkungen. — »Der gefesselte Prometheus«. — »Tannhäuser und der »erotische Dualismus«. — Agamemnon und Baumeister Solneß. — Schluß-betrachtungen.

Einleitende Bemerkungen.

Die Tragödie birgt in sich einen merkwürdigen Widerspruch. Denn »wir weiden uns an schmerzlichen Kämpfen, an Kämpfen, die nicht zum Siege, sondern zum Untergang des Helden zum Untergang gerade der Person, die vielleicht unsere stärksten führen, Sympathien gewann. Fast gewinnt es den Anschein, als sei unsere Befriedigung um so größer, je trauriger die Vorgänge auf der Bühne* Wie kommt es nun, daß die Wahrnehmung der tragischen Situation auf der Bühne für uns mit Lustgefühlen verbunden sein kann? Die Aufdeckung des psychischen Mechanismus, der dem geschilderten Widerspruch zu Grunde liegt, ist das Ziel der vorliegenden Untersuchung.

Vorher noch einige Bemerkungen. Die Psychoanalyse hat auf den mannigfachsten Gebieten menschlicher Seelentätigkeit den Kampf zwischen Wunsch und Wirklichkeit, die Schicksale dieses Kampfes und seine Folgen aufgedeckt, und es erwies sich, daß es immer »unsere Unzufriedenheit mit dieser Welt ist, die uns zwingt, uns in einer anderen, zweiten Welt zu ergehen«**). Jeder Wunsch hat die Tendenz, sich vollkommen zu realisieren. Unseren Wünschen stehen aber nicht nur äußere Hindernisse im Wege, sondern häufig genug auch innerliche Hemmungen religiöser oder ethischer Natur, machmal geraten sie auch mit dem Selbsterhaltungsinstinkt in Konflickt. Solche »unmoralische« und »peinliche« oder »schädliche« Wünsche werden aus dem Gesammtbewußtsein »verdrängt«, sie werden »unbewußt«. Den dies bewirkenden und die herrschenden Bewußtseinsinhalte schützenden Vorgang, nennt Freud sehr vielsagend die »Zensur«. Um sich den Weg zur Äußerung zu verschaffen, müssen die verdrängten Wünsche sich irgendwie maskieren, sie müssen entstellt werden. Es liegt die Vermutung nahe, ob nicht vielleicht auch die tragisch wirkende Verwicklung eine solche Maske und Entstellung sei.

Um die hier kurz skizzierten Gedanken an einem Gebiet unbewußter seelischer Tätigkeit zu illustrieren, wollen wir einen ganz einfachen kleinen Traum betrachten, der von einem mir bekannten Herrn geträumt wurde:

»Er spaziert mit seinem Freunde X. (der vor einigen Jahren

---

* C. Stumpf, »Die Lust am Trauerspiel« in »Philosophische Reden und Vorträge«.

** W. Steckel, »Dichtung und Neurose« (Bergmann, Wiesbaden 1909), p. 24.

Selbstmord verübt hatte) auf der Brücke in seiner Heimatstadt. Er sagt zu X: Warum hast du deinem Leben ein Ende gemacht? (Zur selben Zeit scheint es, als fragt er: Warum willst du deinem Leben ein Ende machen?). Sage es mir offen, ich werde dich nicht hindern«.

Der Betreffende fühlte sich zu jener Zeit infolge schlimmer Familienverhältnisse sehr unglücklich. Nach einer unangenehmen häuslichen Szene ging er sehr aufgeregt aus, und war bald außerhalb der Stadt, auf freiem Felde. Es war im Winter, es wehte ein eiskalter Wind. Den Leichtgekleideten fror es sehr. Er dachte: »Ich muß zurück, sonst erkälte ich mich noch.« Sofort tauchte aber der Gedanke auf: »Und wenn du dich erkältest, ist's auch kein Unglück, man stirbt nur einmal.«

Wir sehen im Träumer eine Selbstmordstimmung rege, die auch im Traume sich äußert: es wird dort von Selbstmord gesprochen, der nicht gehindert werden soll. Der peinliche Wunsch zu sterben wird durch den Freund X. symbolisch ausgedrückt. Wir haben hier ein sehr häufiges Requisit der Traumarbeit, eine Spaltung des Ich: der Freund X. ist ein Doppelgänger des Träumenden.

Zwischen Traum und Drama besteht aber eine große Analogie. Die Handlung im Traume hat für den Träumenden denselben objektiven Charakter, wie das Schauspiel auf der Bühne für den Zuschauer. Auch im Traume rollen sich bestimmte räumlich und zeitlich geordnete Bilder oder Vorgänge ab; es erscheinen verschiedene Personen, die in mannigfaltige Beziehungen zu einander treten. Der Traum ist ein Drama von der besonderen Beschaffenheit, daß es nur von der träumenden Person gesehen werden kann.

Daß der Zustand des Dichtens dem Traume verwandt sei, haben die Dichter selbst schon längst bemerkt. So sagt z. B. Hebbel: »Der Zustand dichterischer Begeisterung ist ein Traum-Zustand; so müssen andere Menschen sich ihn denken.« Oder auch: »Ich sehe Gestalten mehr oder weniger hell beleuchtet, sei es nun im Dämmerlicht meiner Phantasie oder der Geschichte, und es reizt mich, sie festzuhalten, wie der Maler, Kopf nach Kopf tritt hervor, und alles Übrige findet sich hinzu, wenn ich es brauche.« Ebenso berichtet Otto Ludwig: »Dann seh' ich Gestalten, eine oder mehrere in irgend einer Stellung und Gebärdung für sich oder gegeneinander ... Bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der zuerst gesehenen Situation aus, schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Szenen habe*:« So sagt auch Heine (Reisebilder II, Kap. VII): »Es geht den Dichtern wie den Träumern, die im Schlafe dasjenige innere Gefühl, welches ihre Seele durch wirkliche äußere Ursachen empfindet, gleichsam maskieren, indem

* Zitiert bei Prof. Otto Behaghel, »Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen.« (Leipzig, Freitag, 1907), p. 16.

sie an die Stelle dieser letzteren ganz andere äußere Ursachen erträumen, die aber insoferne ganz adäquat sind, als sie dieselben Gefühle hervorbringen.«

Nach diesen kurzen Vorbemerkungen gehen wir zum eigentlichen Thema dieser Untersuchung über. Zu diesem Zwecke werden wir einige Dramen psychoanalytisch* behandeln.

»Der gefesselte Prometheus« von Aischylos.

Der Titan Prometheus wird auf Befehl Zeus' an einem Felsen angeschmiedet. Er erzählt uns selbst worin seine Schuld bestand: »Um des Guten willen, das ich den Menschen tat, bin ich verdammt! Weil ich im Stab den Flammenquell geborgen, der ihnen Lehrer ward in aller Kunst und köstlicher Gewinn! Das sind die Frevel, die mich des luft'gen Kerkers wert gemacht.« Prometheus nennt Zeus einen »harten Gott«, der das Recht gefangen hält. Als Zeus den väterlichen Thron bestieg, wollte er die Menschen gänzlich ausrotten. Niemand widersprach; nur Prometheus wagte für die Menschen einzutreten. Auch gefesselt bleibt Promotheus stolz und kühn. Er rühmt sich, daß Zeus einst wohl seiner nötig haben wird, da er ihm verkünden könnte, »wer ihn des Szepters seiner Macht beraubt«.

Das Verhalten des Chores ist durch die folgenden Worte charakterisiert: »O zähme deinen Stolz und lerne Rat von deinem Weh! Was soll die kühne Rede? . . . O nimmer soll mein Sinn der Macht des Zeus, dem Allbeherrscher nimmer widerstreben . . .

Wir müssen uns vorerst Rechenschaft geben über die Bedeutung der Person des Zeus. Er ist, wie auch der Jehowa der alten Hebräer, die personifizierte traditionelle Gewalt des Familienhäuptlings, des »Vaters«; er ist der in den Himmel versetzte Patriarch**. In einer bestimmten Phase der geschichtlichen Entwicklung wird die patriarchalische Gesellschaftsordnung mit ihren traditionellen Gebräuchen und Sitten zum Hemmnis des weiteren Fortschrittes. Es häufen sich unter den Mitgliedern der großen Familie allmählich Unzufriedenheiten gegen die bestehende »heilige« Ordnung, gegen den Vater Zeus, der an der Spitze dieser Ordnung steht. Diese erlaubte dem Vater, das neugeborne Kind auszusetzen oder zu töten, sowie den Er-

* Die »psycho-analytische« Methode sucht »die Quellen eines psychischen Endgeschehens aufzudecken und die Entwickelungsphasen zu verfolgen.« Diskuß. d. Wiener psychoanalytischen Vereins. H. 1. (»Über d. Selbstmord«) (Wiesbaden, Bergmann, 1910), Vorw. p. 4.

** In analoger Weise verfahren noch unsere Kinder. So erzählt Jung: »Schon seit zirka einem Vierteljahre spannen die Kinder eine stereotype Phantasie von einem »großen Bruder,« der alles weiß, alles kann und hat, an allen Orten war und ist, wo die Kinder nicht waren und alles tun darf, was sie nicht dürfen.« Jung nennt sie die »primitive Definition Gottes«. Die Quelle dieser Phantasie ist nicht weit zu suchen; das Modell dazu ist der Vater, der so etwas zu sein scheint wie ein Bruder der Mutter. Jung, »Über Konflikte der kindlichen Seele«, Wien, Deuticke 1910, p. 13).

wachsenen als Knecht zu verkaufen. Der Vater war der »selbstherrliche königliche Mann«, der über die freien und unfreien Menschen gebietet, die zu seinem Hause gehören*. Kein Wunder, daß Zeus, der »himmlische Vater«, als »harter Gott«, der das Recht gefangen hält, in unserem Drama geschildert wird. Aber die Rebellion (im Bewußtsein) ist noch nicht so weit fortgeschritten, daß man sich offen die Auflehnung gegen Vater Zeus eingestehen könnte; man fürchtet noch zu stark seine Gewalt (d. h. die geschichtlich entstandene psychische »Einstellung« ist noch unerschütterlich). Jede soziale Ordnung ist am Anfange ihrer Entstehung von großem lebensfördernden Wert für die Beteiligten. Sie ruft darum im Bewußtsein starke lustbetonte Affekte hervor, die, wie jeder lustbetonte Affekt, sich zu erhalten suchen und folglich konservativ wirken müssen. Durch Vererbung und Suggestion der Erziehung und Überlieferung verpflanzen sich diese konservativ wirkenden Affekte von Geschlecht zu Geschlecht und bilden in ihrer Gesamtheit die »Zensur«. Unter den oben beschriebenen Umständen muß sich im Bewußtsein eine Spaltung vollziehen. Die Gefühle, die sich gegen Zeus auflehnen, schaffen sich einen neuen Gott Prometheus, der mit den Menschen sympathisiert und für ihre Interessen eintritt. Alle harten Worte, die man dem Vater Zeus ins Gesicht schleudern möchte, werden Prometheus in den Mund gelegt. Beachten wir jetzt die oben angeführten Worte des Chores, so sehen wir ganz klar, daß bei allen Sympathien, die der Chor für den Gotteslästerer Prometheus hegt, er Zeus gegenüber doch ehrfurchtsvoll bleibt. Die geschilderte Spaltung vollzieht sich somit im Bewußtsein des Chores selbst; Prometheus ist ein Doppelgänger des Chores, er ist vom Chore sozusagen »geträumt« worden, oder, um einen Ausdruck von Nietzsche zu brauchen, er ist die »Vision« des Chores.

Die Leiden des Prometheus sind ein Deckmantel, der dem antiken Zuschauer, wie auch uns noch erlaubt, uns an den »unerlaubten« Taten des Helden zu weiden. Zugleich bedeuten sie aber auch den Triumph der noch herrschenden Tradition. Somit bedeutet die tragische Situation ein Kompromiß der streitenden Tendenzen, eine eigenartige Abstumpfung der Gegensätze, durch ein gewisses Gewährenlassen beider. In dieser Abstumpfung, die eine Verminderung der Spannung zwischen den feindlich einander gegenüberstehenden Tendenzen bedeutet, ist die »Lust am Trauerspiel« begründet.

Außer dem betrachteten sozialen Konflikt sind im »gefesselten Prometheus« noch Familienkonflikte im engeren Sinne des Wortes enthalten. Besseren Verständnisses halber müssen wir hier einige Vorbemerkungen einschalten. Das Kind ist seinen Eltern gegenüber in sexueller Hinsicht nicht ganz indifferent, wie man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Gewöhnlich hängt der Sohn mehr an der

* Wilamowitz-Moellendorff, »Staat und Gesellschaft der Griechen«. (»Kultur der Gegenwart«, II, Abt. IV. Bd. I, p. 35 (Leipzig, Teubner).

Mutter, die Tochter mehr an dem Vater. Diese Einstellung des Kindes zum Vater oder zur Mutter, ein durchaus erotisches Verhältnis, ruft in ihm die Eifersucht gegen seinen Rivalen wach. Ich sah einmal, wie ein dreijähriger Knabe mit seiner Milchflasche den Vater auf den Kopf schlug, weil dieser mit der Mutter zärtlich wurde. C. G. Jung erzählt von einem 15jährigen Mädchen*, »bei dem in der Analyse ein mehrfach wiederkehrender Einfall auftrat: Schillers Lied von der Glocke fiel ihr ein; sie hat es zwar nicht gelesen, sondern nur einmal durchgeblättert und konnte sich nur entsinnen, etwas von einem »Dome« gelesen zu haben. Weiterer Einzelheiten konnte sie sich nicht entsinnen. Die Stelle lautet:

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang usw.
Ach die Gattin ist's, die Teure,
Ach es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten usw.

Die Tochter liebt natürlich ihre Mutter und denkt nicht entfernt an deren Tod; hingegen liegt die Sache gegenwärtig so: Die Tochter muß mit der Mutter auf 5 Wochen zu Verwandten reisen, das Jahr zuvor war die Mutter ohne sie gegangen und die Tochter blieb allein mit dem Vater zu Hause. Leider wird heuer »die kleine Gattin« aus dem Arme des Gatten »weggeführt«, während es doch dem Töchterchen lieber wäre, wenn die »treue Mutter« vom Kinde schiede.

Ein sexueller Konflikt der beschriebenen Art tritt uns auch im »gefesselten Prometheus« entgegen. Prometheus erzählt, daß er »im Stabe den Flammenquell geborgen«, der den Menschen »Lehrer ward in aller Kunst«. Bekanntlich stammt ursprünglich der Prometheusmythus aus Indien. In der Rigveda aber wird merkwürdigerweise das Fünklein, das beim Feuerreiben morgens beim Sonnenaufgang entsteht, als »kleines Kind« betrachtet**. Es wird hier gewissermassen das Feuerreiben mit dem Sexualakte identifiziert***. Ferner weiß jeder Psychoanalytiker, daß in allen traumartigen Zuständen Feuer das Liebesfeuer symbolisiert. Auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man unter »Flamme« eine Geliebte. Somit bedeutet die Bergung des Flammenquells die Anmaßung des Sohnes die Stelle des Vaters einzunehmen. Die Eifersucht und, in Verbindung damit, das Rachegefühl gegen den Vater äußert sich darin,

* Jung a. a. O. p. 3.

** A. Drews, »Die Christusmythe«. p. 46.

*** Karl Abraham, »Traum und Mythus« (Wien, Deuticke), p. 29 ff. Prometheus heißt auch Pramanta = der Feuerraubende, der Feuerreibende. Matha = das männliche Genitale Das Lied der Vedensänger während der Feuererzeugung lautet: »In den beiden Hölzern liegt der jâtaoedas, wie in den Schwangeren die wohlbewahrte Leibesfrucht ... In die Dahingestreckte laßt hinein den Stab, der du deß kundig bist; sogleich empfängt sie, hat den Befruchtenden geboren ...« (Kuhn, »Herabkunft des Feuers«).

daß Zeus durch seinen eigenen Abkömmling gestürzt sein wird (durch den künftigen Sohn der Jo).

Ein Seitenstück zu dem letztgesagten bildet die Episode mit der wahnsinnigen Jo. Auf Verlangen des Chores berichtet Jo über ihre Schicksale. Es traten zu ihr allnächtlich Traumbilder mit Schmeichelreden, die sprachen: »O du hochbeglückte Maid, warum so lange Jungfrau? Wartet dein die köstliche Vermählung doch! Denn Zeus hat des Verlangens Pfeil nach dir getroffen, mit dir in Liebe sehnt er sich vereint. Du aber, Kind, verschmähe nicht den Schlummer in seinem Arm.« Die sexuelle Neigung der Tochter zum Vater tritt hier klar zu Tage. Bemerkenswert sind die Worte, mit welchen die wahnsinnige Jo fortlauft: »Weh mir! — der Brand — der Geißelschlag des Wahnsinns! Der Stich — der feur'ge — bohrt sich mir ins Hirn!« Der »feur'ge Stich« — was ist es anders, als das Phantasieren über den Zeugungsakt, dargestellt durch ein in der Psychoanalyse wohlbekanntes Mittel neurotischer Symptombildung — die »Verlegung nach oben«. Jo empfindet den feurigen Stich im Hirn. Aber man weiß es eben aus der Erfahrung bei neurotischen Personen, daß diese unter dem Drucke der sexuellen Abwehr gewisse Empfindungen, die mit den sexuellen Organen irgendwie verknüpft sind, mit Organen der oberen Körperhälfte assoziieren. Freud nennt diesen Vorgang »Verlegung nach oben« *.

Wir wissen ferner, daß Jo sehr lange auf der Erde irren wird, daß ihr tausend Hindernisse im Wege stehen werden, bis sie endlich nach Lernas Wiesenthal gelangt, wo sie sich Zeus hingibt. In dem langen Herumirren äußert sich der Widerstand der »Zensur« gegen den »unmoralischen« Trieb. Der Kampf mit ihren Gelüsten, das Unterdrücken-wollen der letztern bringt Jo zum Wahnsinn. Darauf deutet im Drama Prometheus hin, indem er zu Jo sagt: »Dort (in Lernas Wiesenthal) schenkt dir der Sinne Klarheit Zeus zurück und nur mit leichter Hand dich sanft berührend, zeugt er mit dir den schwarzen Epaphos, so nach des Gottes sanfter Tat geheißen.« Der Wahnsinn erscheint hier durch den unbefriedigten Sexualtrieb hervorgerufen. Daß hier die »sanfte Hand« an Stelle des sexuellen Organs tritt, ist wohl meistens wiederum Folge der »Verlegung nach oben«, andererseits sehen wir hier eine feine Sexualsymbolik am Werk.

In der Person der Jo wird ein »unerlaubter« Wunsch abregiert (realisiert). Darum ihr tragisches Schicksal (ihr Wahnsinn), mit dessen Hilfe die »Zensur« umgangen wird. —

Der Inhalt des »gefesselten Prometheus« ist »überdeterminiert«. Der soziale Konflikt, sowie die sexuellen, die in diesem Drama agieren, stammen aus demselben Boden, sie haben ihre Wurzel im Schoße derselben sozialen Organisation — der Familie.

* Freud, »Bruchstück einer Hysterie-Analyse« in der »Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre«, II. Reihe. (Wien, Deuticke).

Richard Wagners »Tannhäuser« und der »erotische Dualismus«.

Um den »Tannhäuser« zu verstehen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit dem Anfange der dritten Szene des ersten Aktes widmen. Der junge Hirt spielt auf der Schalmei und singt:

> Frau Holda (Venus) kam aus dem Berg hervor,
> Zu ziehen durch Fluren und Auen,
> Gar süßen Klang vernahm da mein Ohr,
> Mein Auge begehrte zu schauen:
> Da träumt ich manchen holden Traum.

Die vorherige Szene im Venusberge muß also als die Vision des jungen Hirten aufgefaßt werden, er spielt hier die Rolle des Chores im antiken Drama. Die Stimmung des »holden Traumes« geht aber bald über in die Stimmung der Reue, es ertönt der Chor der Pilger:

> Ach, schwer drückt mich der Sünde Last,
> Kann länger sie nicht mehr ertragen usw. —

Der Kultur-Mensch ist im schweren Ringen aus dem Tiermenschen entstanden. Das durch die Kultur überwundene Tierische ist jedoch in unserem Unbewußten lebendig geblieben und verursacht manchen »holden Traum«. Als solchen haben wir die erste und zweite Szene unseres Dramas zu betrachten. Wir sehen, wie die Jünglinge von den Nymphen gelockt werden, wie die liebenden Paare sich finden. Es kommt ein Zug von Bacchantinnen, die Liebenden zu wilder Lust, zu wachsender Ausgelassenheit auffordernd. »Die Berauschten stürzen sich in brünstige Liebesumarmung«. Es erscheinen Satire und Faune, die durch ihre Jagd auf die Nymphen die Verwirrung vermehren; »der allgemeine Taumel steigert sich zur höchsten Wut«. Also eine plastisch geartete erotische Phantasie: die wilden Triebe der unmittelbaren tierischen Natur walten frei. Das Bewußtsein des Kulturmenschen kann aber nicht ruhig dem ungehemmten Aufsteigen der nackten Sinnlichkeit zuschauen. Darum »beim Ausbruche der höchsten Raserei, erheben sich entsetzt die drei Grazien. Sie suchen den Wütenden Einhalt zu tun und sie zu entfernen«.

Tannhäuser verkörpert den Zwiespalt unseres Ich: das heiße Verlangen nach der nackten Sinnlichkeit und die Unmöglichkeit, sich ihr gänzlich hinzugeben. Er erwacht in den Armen der Frau Venus und spricht:

> Nach Freude, ach! nach herrlichem Genießen
> Verlangt' mein Herz, es dürstete mein Sinn
> — — — — — — — — — — — — — —
> Doch sterblich, ach! bin ich geblieben,
> Und übergroß ist mir dein Lieben,
> Wenn stets ein Gott genießen kann,

Bin ich dem Wechsel untertan;
Nicht Lust allein liegt mir am Herzen,
Aus Freuden sehn' ich mich nach Schmerzen:
O Königin! Göttin! Laß' mich zieh'n!

Die letzten Worte Tannhäusers in dieser Szene sind:

Göttin der Wonne und Lust!
Nein! Ach, nicht in dir find' ich Friede und Ruh'!
Mein Heil liegt in Maria!

Venus verschwindet. Wir haben vor uns die dritte Szene, wo die Stimmung des »holden Traumes« in die Stimmung der Reue umschlägt: Tannhäuser nimmt das Motiv der Pilger auf.

Der Zwiespalt, von dem wir gesprochen haben, führt zu zweifachem Verhalten zum Weib, zu dem Dualismus in der Erotik: das Weib in der Doppelrolle der Venus und der Heiligen. Tannhäusers Heilige ist Elisabeth. Als die Sänger ihn wieder nach der Wartburg rufen und er ihnen nicht folgen will, genügt es, den Namen Elisabeth zu nennen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Dieser Heiligen ist Tannhäuser niemals mit unverhüllter Sinnlichkeit genaht. Von ihr ist er nach dem Venusberg gegangen, von dort ist er zu ihr wiedergekehrt. Die beiden Seiten des erotischen Dualismus bedingen und ergänzen einander. Weil die nackte, ungebundene Sexualität uns unmöglich, suchen wir im Gegensatz dazu das Weib zur Heiligen zu machen. Weil aber diese anderseits die Sinne unbefriedigt (hungernd) läßt, wird sie zur Helferin der Revolte der rein tierischen Triebe. Am schroffsten tritt der Dualismus in der vierten Szene des zweiten Aufzuges, in dem Preissingen der Sänger zu Tage. Vor der Aufgabe, das Wesen der Liebe zu schildern, stehen sich die tollkühne Begehrung der Sinne (Tannhäuser) und die vor aller Wirklichkeit fliehende asketische Stimmung (Wolfram v. Eschenbach, sowie die anderen Minnensänger) schroff gegenüber.

Wolfram:

. . . . mir zeiget sich ein Wunderbronnen,
In den mein Geist voll hohen Staunens blickt;
Aus ihm er schöpfet gnadenreiche Wonnen,
Durch die mein Herz er namenlos erquickt.
Und nimmer möcht' ich diesen Bronnen trüben,
Berühren nicht den Quell mit frevlem Mut;
In Anbetung möcht' ich mich opfernd üben...

Darauf Tannhäuser:

O Wolfram, der du also sangest,
Du hast die Liebe arg entstellt . . .
— — — — — — — — — — — — — —
Ich nah' ihm kühn, dem Quell der Wonnen,
In die kein Zagen je sich mischt,
Denn unversiegbar ist der Bronnen
Wie mein Verlangen nie erlischt.

Und als Antwort auf die Auslassungen erhabener Minne von seiten Walters v. d. Vogelweide und Biterolfs bricht Tannhäuser schließlich in die feuerigen, diese Versammlung geradezu als Gotteslästerei anmutenden Klänge des Liedes an die »Göttin der Liebe« aus. Die allgemeine Entrüstung, die diesem Liede Tannhäusers folgt, ernüchtert diesen wieder, die Reuestimmung gewinnt abermals die Oberhand.

Zum Heil den Sündigen zu führen,
Die Gottgesandte nahte mir;
Doch ach! sie frevelnd zu berühren,
Hob ich den Lästerblick zu ihr!

Zum Büßen seiner Sünde geht er nach Rom. Es ist ihm aber dort nicht gut ergangen. Der Papst wollte ihm nicht vergeben, weil er der »bösen Lust« genossen und im »Venusberg geweilt«. Der Ekel vor dem »lügnerischen Klang der Verheißung« trieb ihn zurück zum Venusberg:

Dahin zog's mich, wo ich der Wonn' und Lust
So viel genoß, an ihre warme Brust!
Zu dir, Frau Venus, kehr' ich wieder . . .

Die durch die Heiligmachung des Weibes unbefriedigt gebliebene Libido sucht sich zu entladen, die zu despotisch ausgeübte Gewalt des ethischen Grundsatzes wird durch die revoltierenden Triebe umgestoßen. Freilich, nicht für lange. Die »Zensur« gewinnt bald wieder die Oberhand, die Ordnung wird wieder hergestellt. Aber auf ein Kompromiß muß jetzt die »Zensur« eingehen. Es erscheint der Sarg mit der Leiche Elisabeths. Tannhäuser beugt sich über die Leiche, sinkt langsam nieder und mit den letzten Worten:

Heilige Elisabeth, bitte für mich!

stirbt er. Das ist die erste, letzte und einzige Liebesvereinigung Tannhäusers und der heil. Elisabeth.

Wir sehen, wie hier der Tod die Realisierung eines gehemmten Wunsches darstellt, somit einen lustbetonten Zustand bedeutet. Eigentlich haben auch Erwachsene keine adäquate Vorstellung vom Tode; die Vorstellung eines »Nichtseins« hat für uns immer den Charakter irgend eines »Seins«, eines vielleicht nur anders gearteten »Seins«. In unserer Phantasie ist der Tod nur »ein Leben nach dem Tode«, wohin wir in der höchsten Not eines seelischen Konfliktes alles in diesem realen Leben unerreichbar Ersehnte verlegen. So verfuhr in früherer Zeit die Phantasie des Volkes, so verfährt noch jetzt die Phantasie des Dichters, indem er die Konflikte des Lebens durch den Tod und im Tode zu lösen meint. —

Wir wollen jetzt die zwei Frauengestalten, Elisabeth und Venus, näher betrachten. Elisabeth ist von Liebessehnsucht ergriffen. Als sie mit Tannhäuser zusammentrifft, wird sie ganz verwirrt; er soll ihr helfen, »das Rätsel ihres Herzens« zu lösen. Sie

erzählt von der Wirkung, welche seine Lieder auf sie augeübt, in zitternden unsäglich bewegenden Worten schildert sie ihm, welche neuen Welten diese Klänge in ihr aufgetan haben, »Gefühle und Verlangen, die sie nie gekannt,« und wie »Frieden ihr und Lust dahin« war, als er geschieden. »Heinrich! Heinrich! Was tatet ihr mir an?«

Elisabeth ist die Heilige; das rein Sinnliche der Liebe ängstigt sie, sie ist die »reine Jungfrau«, sie nennt sich selbst so. Als Tannhäuser sein Lied der Göttin der Liebe singt, hört Elisabeth mit wachsender Angst zu. Als sie Tannhäuser gegen die auf ihn sich stürzenden Ritter beschützen will, ruft sie diesen zu:

Zurück! Des Todes achte ich sonst nicht!
Was ist die Wunde eures Eisens gegen
Den Todesstoß, den ich von ihm empfing?

Mit anderen Worten, Elisabeth, die Liebende wird von dem Anstürmen des Sinnlich-Erotischen zu Tode getroffen. Diese Stimmung ist noch ausgeprägter in ihrem Flehen vor dem Bilde der heiligen Maria:

Wenn je, in tör'gen Wahn befangen,
Mein Herz sich abgewandt von dir,
Wenn je ein sündiges Verlangen,
Ein weltlich Sehnen keimt' in mir,
So rang ich unter tausend Schmerzen,
Daß ich es töt' in meinem Herzen.

Hier tritt der erotische Dualismus klar zu tage. Das »sündige Verlangen«, das »weltliche Sehnen«, das in Elisabeth keimt, will emporwachsen. Es entsteht der Traum vom Venusberg, wo Venus, das zweite Ich der Elisabeth, ihren geliebten Tannhäuser in ihrer Umarmung hält. Wir sahen Tannhäuser von Elisabeth zur Venus, und von dieser wieder zu Elisabeth fliehen, zweimal. Am Ende muß Elisabeth sterben, um sich mit Tannhäuser ewig zu vereinigen. Im Tode wird somit das sinnliche und nicht-sinnliche Element der Erotik wieder vereinigt, im Liebestode der unerträgliche Zustand des Dualismus der Liebe vernichtet.

Das Weib als Heilige ist in der Gestalt der heiligen Maria, der Mutter Gottes, im Christentum zu göttlichen Ehren gelangt. Die unbefleckte Empfängnis ist ein Kompromiß zwischen dem sinnlichen und nicht-sinnlichen Element der Erotik. Durch dieses Wunder bleibt Maria heilig und doch dabei Weib. Im »Tannhäuser« tritt darum der erotische Dualismus als Kampf zwischen Christentum und Heidentum auf. Denn Venus ist die altgermanische Göttin Holda*, die Göttin der Fruchtbarkeit und des Gedeihens der Fluren. Die Einführung des Christentums hat im Volke den alten heidnischen Glauben nicht gänzlich zerstören können und Holda ward in

* Vorwort zu »Tannhäuser«.

unterirdische Höhlen, in das Innere von Bergen verwiesen, wo sie mit ihrem Gefolge die armen Menschen zu unseliger sinnlicher Lust zu verlocken suchte.

Wir haben bis jetzt die Dramen gedeutet, ohne auf das persönliche Leben und Erleben des sie gestaltenden Dichters selbst einzugehen. Die Dichtung wird zum Kunstwerk, insofern sie nicht nur für den Dichter, sondern auch für uns, d. h. für den Zuschauer oder überhaupt die das Kunstwerk Genießenden gilt, d. h. insofern die Dichtung in uns bestimmte Gefühle auslöst. Darum kann und muß ein Kunstwerk in seiner Beziehung zum allgemeinen Erlebnis gedeutet werden, d. h. in erster Linie aus der Analyse des Werkes selbst. Aber wenn diese Arbeit durchgeführt ist, kann das nähere Eingehen auf die persönlichen Schicksale des Dichters als eine Art Kontrolle der vollzogenen Deutung dienen. In unserem Falle liegt uns glücklicherweise einiges Material vor. Den Dualismus, von dem wir oben gesprochen haben, finden wir wirklich bei Wagner selbst vor. Er erzählt uns*: »Im Punkte der wirklichen Liebe beobachtete ich . . . an einer von mir bewunderten Frau die Erscheinung, daß ein dem meinigen gleiches Verlangen sich nur an den trivialsten Begegnungen befriedigt wähnen durfte . . . Wandte ich mich nun endlich hiervon mit Widerwillen ab . . . so äußerte sich ⟨meine Natur⟩, menschlich und künstlerisch, notwendig als Sehnsucht nach Befriedigung in einem höhern, edleren Elemente, das in seinem Gegensatze zu der einzig unmittelbar erkennbaren Genußsinnlichkeit der mich weithin umgebenden modernen Gegenwart in Leben und Kunst, mir als ein reines, keusches, jungfräuliches, unnahbar und unangreifbar liebendes erscheinen mußte. Was endlich konnte diese Liebessehnsucht, das Edelste, was ich meiner Natur nach zu empfinden vermochte, wieder anders sein, als Verlangen nach dem Hinschwinden aus der Gegenwart, nach dem Ersterben in einem Elemente unendlicher, irdisch unvorhandener Liebe, wie es nur mit dem Tode erreichbar schien? Was war aber dennoch im Grunde dieses Verlangen anderes, als die Sehnsucht der Liebe, und zwar der wirklichen, aus dem Boden der vollsten Sinnlichkeit entkeimten Liebe, — nur einer Liebe, die sich auf dem ekelhaften Boden der modernen Sinnlichkeit eben nicht befriedigen konnte?« Weiter erzählt Wagner in betreff des »Tannhäuser« folgendes**: »Mit meinem ganzen Wesen bin ich in so verzehrender Weise dabei tätig gewesen, daß ich mich entsinnen muß, wie ich, je mehr ich mich der Beendigung der Arbeit näherte, von der Vorstellung beherrscht wurde, ein schneller Tod würde mich an dieser Beendigung verhindern, so daß ich bei der Aufzeichnung der letzten Note mich völlig froh fühlte, a l s o b i c h e i n e r L e b e n s g e f a h r e n t g a n g e n w ä r e.« Wir sehen hier, wie der Widerwille gegen eine

* Rich. Wagner, »Mitteilungen an meine Freunde«. Schriften und Dichtungen. Bd. IV, p. 278—79.

** Ib. p. 284.

frivole Sinnlichkeit den Dualismus am Werk hervorbringt und einen Selbstmordaffekt zur Folge hat. Durch das künstlerische Schaffen wurde der Selbstmordaffekt abreagiert, der Künstler entgeht einer »Lebens=gefahr«. Besonders klar tritt hier der Zusammenhang zwischen Tod und Sexualität zutage. Denn was ist hier der Tod? Nur derjenige Zustand, wo der dualistische Gegensatz zwichen »Sinnlich« und »Nicht=Sinnlich« ausgeglichen ist.

Derselbe Dualismus, der sich in den Gestalten der Elisabeth und der Venus kundgibt, tritt uns auch in einer hübschen schlesischen Volkssage entgegen, in der Sage von der schönen Liska und dem Ritter vom Ziskenschloß:

»Unfern der alten Ziskenburg ist ein Weiher. An dessen Ufer ist die schöne Liska oft erschienen und hat sich im Mondenschein gebadet; ihre Kleider aber hat sie am Rande des Weihers auf den Büschen zum Trocknen aufgehängt. Wer die schöne Liska eigentlich gewesen, weiß niemand zu sagen, wahrscheinlich aber eine Priester=jungfrau aus der alten Heidenzeit. Soviel aber ist gewiß, daß sie eine wunderlieblich zauberhaft Frauenbild war, mit langem wallen=den Blondhaar und überaus keusch und züchtig. Denn sie duldete nie, daß ein Männerauge ihre unverhüllte Schönheit erschaute, und wer sie im Bade belauschte, fand bald seinen Tod.

Nur ein Mann hat jemals ihr Herz gerührt. Das war ein Ritter und Burgherr des Ziskenschlosses zur Zeit der Kreuzzüge. Mit dem hat sie am Rande des Weihers oft Zusammenkünfte ge=halten, lange Zeit, aber ihn immer davor gewarnt und ihm ver=boten, sie im Bade zu sehen, weil dies sein und ihr Unglück sein würde. Den Ritter aber faßte eine lüsterne Sehnsucht, seine Geliebte in allem Reiz ihres Leibes zu schauen, und als er endlich sein heftiges Verlangen nicht mehr zu unterdrücken vermochte, schlich er sich heimlich des Abends in die Büsche des Weihers und belauschte die schöne Liska, wie sie ins Bad stieg. Zu spät gewahrte sie es, machte dem Ritter mit bittern Tränen Vorwürfe und verkündete ihm, daß er binnen wenigen Tagen zur Strafe sterben und sein Ge=schlecht verlöschen müsse, wovor ihn selbst ihre Liebe nicht be=wahren könne.

Darauf nahm sie von ihm Abschied und der Burgherr be=reute vergeblich seine lüsterne Neugier. Nach drei Tagen war er tot.«...*

Die schöne Liska ist ein »heiliges« Weib, denn sie duldet nie, daß ein Männerauge ihre »unverhüllte Schönheit« erschaute. Die unterdrückte Sexualität aber, die zu ihrem Rechte nicht kommen kann, sucht sich in Phantasiebildern zu befriedigen. Daraus entsteht die Vision vom Ritter, der sie beim Baden heimlich belauscht. Die Liska, das heilige Weib, verwandelt sich somit in Venus. Der

* Rich. Kühnau, »Schlesische Sagen«. Bd. II (Leipzig, B. G. Teubner, 1911), p. 228—230.

Widerwille gegen das sündige Verlangen äußert sich dann in der Bestrafung des Ritters, d. h. die Vision wird zerstört.

In der schlesischen Volkssage bleiben, zum Unterschiede vom Wagnerschen Drama, die beiden sich widerstreitenden Naturen der Frau in einer und derselben Person vereinigt. Der Zwiespalt ist noch nicht so weit fortgeschritten, daß es nötig schiene, die zweite Natur zur größeren Entstellung in einer zweiten Person zu verkörpern. Die »Spaltung« oder die »Auseinanderlegung« ist somit nur ein Mittel der höchsten Entstellung.

Ein Hauptmoment der kulturellen Entwicklung besteht darin, daß das Sexualleben auf ein gewisses Minimum reduziert wird, damit durch Sublimierung frei gewordener Energie höhere Werte entstünden*. Also realisierte sich die Entwicklung gleichsam als eine Ökonomisierung der Sexualität. Die Liebe ist eine notwendige Erscheinung der geschilderten Ökonomisierung, indem sie individualisierte, ausschließliche, d. h. nur auf ein bestimmtes Geschlechtsobjekt gerichtete Sexualität bedeutet. In dieser Genesis der Liebe ist aber ein keimender Widerspruch gegeben. Das Prinzip der Ökonomie fordert, daß der Äußerung der Sexualität die Höchstschätzung gegenüber anderen Werten mehr und mehr abgesprochen werde; die Ausschließlichkeit der Liebe dagegen fordert ebenso notwendig, daß dem Sexualobjekt, somit der Äußerung der Sexualität selbst, eine immer höhere Wertschätzung zugesprochen wird. Die Lösung des Widerspruches ist ein Kompromiß: die Heiligmachung, die Idealisierung der Frau. Folge davon ist aber der erotische Dualismus, ein Zwiespalt der Seele, der zu einer der Hauptwurzel des Dramatisch-Tragischen wird.

Aischylos' »Agamemnon« und Ibsens »Baumeister Solneß«.

In Ibsens »Baumeister Solneß« drückt sich ein Konflikt aus, der das Hauptmotiv von Aischylos' »Agamemnon« ausmacht. Wir wollen darum der näheren Analyse von Ibsens Drama eine kurze Betrachtung des »Agamemnon« vorausschicken.

Am Anfang der Handlung erfahren wir, daß vor zehn Jahren Agamemnon in den Krieg gegen Troja gezogen war. Der Vorwand war die Entführung der schönen Helena durch Paris, den trojanischen Königssohn. Doch die »keusche Göttin« Artemis »blickte finster diesem Kriege«. Bald hat sich ein »schlimmer Fahrtverzögerer«, ein entgegenwehender Wind eingestellt. Nach der Deutung des weisen Sehers Kalchas, mußte Agamemnon seine Tochter Iphigenia auf dem Altare zur Beschwichtigung der erzürnten Götter opfern. »So fiel die Jungfrau für den Weiberkrieg«. Jetzt kehrt Agamemnon siegreich zurück, er führt mit sich auf hohem Wagen Kassandra, die er seiner

* ». . . die Flamme, die einst in brillanten Feuerwerksspielen die Welt ergötzte, plötzlich zu weit ernsteren Bränden verwendet werden mußte . . .« (H. Heine).

Gattin mit den Worten empfiehlt: »Und freundlich führe dort die Fremde mir mit hinein«. Bald darauf werden Agamemnon und Kassandra von Klytaimnestra (Agamemnons Gattin) erschlagen.

Es ist merkwürdig, daß Agamemnon aus Troja Kassandra mitbringt, die er nicht wie die anderen Gefangenen gefesselt, sondern auf seinem Wagen frei mit sich führt. Auch sind die Worte der Klytaimnestra nach der vollbrachten Tat beachtenswert: »Tot liegt er da, der mich so tief verletzt . . . Tot auch die mitgeschleppte Seherin (Kassandra), die wohl die Nächte göttlich ihm verklärt, als treue Buhle auf dem Schiffe stets ihm nahe war!« Der Krieg mit Troja oder der »Weiberkrieg«, wie ihn der Chor nennt, symbolisiert hier den Kampf um sexuelle Güter. In einem bestimmten Moment des ehelichen Lebens steigt im Menschen die Sehnsucht nach neuer Liebe auf, man will wieder jung sein, des Hasses Kraft und besonders die Macht der Liebe spüren. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die monogamischen Forderungen der Kultur nicht gänzlich die polygamischen Urtriebe in uns zu vernichten imstande sind. Es entsteht dann die Vision des Agamemnon (unseres zweiten Ich), der nach Troja geht und dort sich Kassandra erwirbt. Das Widerstreben der »Zensur« gibt sich darin kund, daß die »keusche Göttin« Artemis dem Kriege »finster blickte«.

Die Kinder, die heißgeliebten Kinder sind es, die das Abbrechen alter Liebesbeziehungen so schwer machen. Darum der »schlimme Fahrtverzögerer«, der entgegenwehende Wind. Die Tochter Iphigenia muß auf dem Altare geopfert werden, die Hemmungen werden nur so überwunden. Daß dieses Opfer auf Veranlassung des weisen Sehers geschieht, bedeutet eben die Legalisierung, Rechtfertigung vor der »Zensur«, es wird damit ein religiöser Vorwand vorgetäuscht. Wie das Gefühl gegen Agamemnons Tat sich empörte, folgt schon aus der Tatsache, daß in einer späteren Zeit Euripides Iphigenia vom Scheiterhaufen durch die Göttin Artemis selbst fortgetragen werden und durch eine zu opfernde Hindin ersetzt werden läßt; Iphigenia wird in Tauris als Priesterin eingesetzt. Das erinnert lebhaft an die biblische Legende, wo Abraham seinen Sohn Isaak opfern soll, der aber im letzten Moment auf Befehl Gottes durch ein Lamm ersetzt wird. »Du sollst das Tierische in dir opfern«, diesen Gedanken sucht die Gesellschaft uns zu suggerieren. Da Agamemnon es nicht konnte, so muß er am Ende umkommen. Der tragische Tod Agamemnons ist somit eine Forderung der »Zensur«. Zur selben Zeit bedeutet dieser Tod aber noch etwas anderes, er wird zum Träger der Lust, die er zu sühnen scheint. Wie Tannhäuser wird auch Agamemnon durch den Tod mit der Geliebten vereint — ein Kompromiß zwischen Trieb und »Zensur«.

Baumeister Solneß ist ebenfalls in seinem sexuellen Leben unbefriedigt und sehnt sich nach neuem erotischen Erleben. Im siebenten Auftritte des ersten Aktes spricht er mit Dr. Herdal von dem entsetzlichen Grauen, daß er fühlt. Denn »eines Tages, da kommt die

Jugend hierher und klopft an die Tür . . . Ja, dann ist's aus mit Baumeister Solneß«. In diesem Moment klopft es an die Tür und Hilde Wangel tritt ein. Als Herdal dann Abschied nimmt, sagt er beim Fortgehen zu Solneß: »Sie prophezeiten dennoch richtig, Herr Solneß!« . . . Die Jugend kam also doch und klopfte bei Ihnen an«. Die »entsetzliche Angst vor der Jugend«, von der Solneß später auch mit Hilde spricht, dürfte wohl verwandelte sexuelle Sehnsucht sein*. Denn im zweiten Akte, sechster Auftritt, haben wir folgendes Gespräch:

Hilde: Sagen Sie mir, Baumeister — wissen Sie bestimmt, daß Sie mich nie gerufen haben?

Solneß (leise und langsam): Ich glaube fast, ich muß es getan haben.

Hilde: Was wollen Sie von mir?

Solneß: Sie sind die Jugend, Hilde.

Hilde (lächelnd): Die Jugend, vor der sie solche Angst haben?

Solneß (nickt langsam): Und die ich doch im Grunde so sehnlich herbeiwünsche.

Allerdings gibt Solneß für diese Angst einen anderen Grund an. Er fürchtet nämlich, daß die Jugend sich an ihm mit der Forderung herandrängt, ihr Platz zu machen. Wir müssen aber beachten, daß jeder Angstzustand, anfänglich im Bewußtsein scheinbar gegenstandlos auftauchend, von diesem schnell genug irgend wie plausibel begründet wird, denn dadurch wird der Ausbreitung der Angst im Bewußtsein entgegengearbeitet. Man könnte hier von einer »Eindämmungstendenz« sprechen**. Außerdem kommt in

---

* Auf den Zusammenhang zwischen Angst und unbefriedigter Sexualität hat zuerst S. Freud aufmerksam gemacht [siehe »Samml. kleiner Schriften zur Neurosenlehre, I. Folge«, sowie auch seine »Traumdeutung« (Kap. über die »Angstträume«)]. Eine schöne Illustration haben wir in folgendem. Am 1. August 1807 schrieb die jugendliche Bettina an Goethe: »Wenn Du diese Nacht auch wach gehalten bist, sollst Du doch einen Begriff haben von dem ungeheuren Sturm. Eben wollte ich noch ganz stark sein und mich gar nicht fürchten; da nahm aber der Wind einen so gewaltigen Anlauf und klirrte an den Fensterscheiben und heulte so jammernd, daß ich Mitleid spürte, und nun riß er so stark die schwere Türe auf, er wollte mir das Licht auslöschen; ich sprang auf den Tisch und schützte es, und ich sah nur durch die offene Thür nach dem dunklen Gang, um doch gleich bereit zu sein, wenn Geister eintreten sollten; ich zitterte vor herzklopfender Angst; da sah ich was sich bilden draußen im Gang; und es war wirklich als wollten zwei Männer eintreten, die sich bei der Hand hielten; einer weiß und breitschultrig, und der andere schwarz und freundlich; und ich dachte: das ist Goethe! Da sprang ich vom Tische Dir entgegen und lief zur Tür hinaus, auf den dunklen Gang, vor dem ich mich gefürchtet hatte, und ging bis ans Ende Dir entgegen und meine ganze Angst hatte sich in Sehnsucht verwandelt; und ich war traurig, daß die Geister nicht kamen, Du und der Herzog«. (Bettina von Arnim. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Bd. I).

** Es ist eine Erscheinung, die der gesamten Pathologie eigentümlich ist. »Der Organismus reagiert zunächst mit Allgemeinerscheinungen, er reagiert solidarisch auf die Schädigung. In einer zweiten Phase sehen wir den Organismus bestrebt, die Schädigung in irgend einer Weise zu lokalisieren, sei es auf einen bestimmten Ort, sei es auf eine bestimmte Qualität der Wirkung.« Otto Groß. Über psychopathische Minderwertigkeit. (Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller, 1909), p. 6/7.

der Forderung der Jugend auch die »Zensur« zu ihrem Rechte. Als wollte sich Solneß sagen: »Du bist schon zu alt, um nach neuen sexuellen Abenteuern zu haschen. Ueberlasse es der Jugend.« Jetzt verstehen wir, daß der ehemalige Architekt Knut Brovik und Baumeister Solneß eigentlich nur die verschiedenen Tendenzen desselben Ich verkörpern. Denn Knut Brovik verlangt von Solneß er solle vor seinem Sohne (d. i. der Jugend) zurücktreten, worauf Solneß die Antwort gibt: »Halvard Solneß — der soll jetzt anfangen zurückzutreten? Platz machen jenen die da jünger sind. Den allerjüngsten vielleicht! . . . Aber ich trete niemals zurück! Weiche niemals vor irgend jemand! . . .« Knut Brovik spielt hier die Rolle des Chores im antiken Drama, Baumeister Solneß ist aber seine Vision.

Einst schrieb Ibsen an Björnson: »In seiner Lebensführung sich selbst realisieren, das ist, meine ich, das Höchste, was ein Mensch erreichen kann.« Und weil dieses Höchste meist nicht realisierbar ist, müssen wir hinzufügen, bleibt für die Selbstrealisierung dann als einziger Weg, der Weg der gedankenmäßigen Befriedigung seiner Wünsche, die Vision, offen.

Hilde sucht dem Baumeister in Erinnerung zu bringen, wie er vor zehn Jahren in Lysanger den Turm für die Kirche baute und was sich dabei ereignete. Er hat ihr damals versprochen, wenn sie erst groß wäre sollte sie seine Prinzessin sein; sie würden dann fortgehen und er werde ihr ein Königreich kaufen. Er habe sie sogar geküßt. Hilde beschreibt es sehr genau: »Sie faßten mich mit beiden Armen und bogen mir den Kopf zurück und küßten mich. Viel mal nacheinander.« Im ersten Moment will Solneß diese Tatsache nicht anerkennen, er leugnet sie entschieden. Nach einigem Nachdenken aber spricht er: »Ich muß an das alles gedacht haben. Ich muß es gewollt haben. Es gewünscht, dazu Lust gehabt haben.« Mit anderen Worten: alles, was Hilde erzählt, ist eine Realisierung seiner Wünsche; in dem Nicht-Anerkennen-Wollen haben wir wiederum nur Äußerungen der »Zensur,« das Widerstreben gegen die unerlaubte Regung.

Wir streiften schon wiederholt den Widerstreit der noch aktiven polygamischen Tendenzen und der monogamischen Forderung im Leben des Mannes der Kulturepoche. Der Konflikt wird aber gesteigert, und so erst zu wirklicher Tragik vertieft, durch einige Umstände unseres gegenwärtigen Kulturstandes. Jahrtausende war die Frau eine Art Sklavin des Mannes, sie hatte nur gewisse Funktionen im engen Kreise der Familie. Kein Wunder, daß auf einer gewissen Höhe seiner kulturellen Entwicklung der Mann in seiner Frau keine Gefährtin mehr finden kann: sie steht ihm verstandeslos gegenüber und wird somit zur Hemmung in seinen höheren idealen Strebungen. Frau Solneß ist zwar eine gutmütige Frau, die ihren Mann in ihrer Art lieb hat. Für seine Bestrebungen und Pläne hat sie aber keinen Sinn.

Baumeister Solneß erzählt es uns indem er zu Hilde sagt: »Es war ein großes Glück, daß Sie jetzt kamen... Denn ich saß hier so allein... Jetzt hab ich doch endlich jemand, mit dem ich reden kann.« Als Solneß erzählt, wie er jetzt Heimstätten baut, fragt Hilde: »Könnten Sie nicht auch über den Heimstätten da so'n wenig — so Kürchentürme machen?... Ich meine etwas, was emporzielt —, frei in die Luft hinauf. Mit dem Wetterhahn in schwindelnder Höhe.« Darauf Solneß: »Merkwürdig genug, daß Sie das sagen. Denn das ist's ja eben, was ich am allerliebsten möchte.«

Dem unmittelbaren Sinnlich-Erotischen ist jede Individualisierung und Ausschließlichkeit fremd. So erfahren wir, daß »im Leben der niedrigsten Wilden nicht die entfernteste Spur von der Idee der Keuschheit sich findet. Die Befriedigung eines Triebes ist einfach ein Naturvorgang, der an sich weder gut noch bös ist.... Die Jugend frönt einen schrankenlosen Geschlechtsgenuß*.« Die Liebe in unserem Sinne ist ihnen unbekannt. Es wird uns z. B. berichtet, daß »eines der schönsten Geschenke des Schöpfers dem Indianer nicht zuteil geworden ist; die leidenschaftliche Liebe zum Weibe... Bei den Indianern ist der Mann dem Weibe und diese ebenso dem Manne bei weitem nicht mit der leidenschaftlichen und zärtlichen Liebe zugetan, als dies bei Europäern und andern Völkern der Fall ist**. Die sexual-ökonomisierende Tendenz, kann nur dann voll zu ihrer Geltung kommen, wenn Hand in Hand mit ihr die Errichtung eines »psychischen Ueberbaues« in der Erotik sich vollzieht: das Verhältnis zwischen Mann und Weib muß einen idealistischen Anstrich bekommen***.

Die bisherige Gesellschaftsordnung suchte diese sexual-ökonomisierende Tendenz, nämlich die Konzentrierung der Erotik auf ein Objekt, hauptsächlich durch äußere Mittel durchzuführen: durch die Suggestion gesetzlicher Satzungen, die in unserem Bewußtsein als »Pflicht« erscheinen; denn die Pflicht ist zwar ein Zwang, mit dem unser Ich sich mehr oder weniger identifiziert, der aber zugleich als etwas Fremdartiges erscheint, dem man eben nur gezwungen Gehorsam leistet. Die volle Verwirklichung der Kulturstrebungen ist nur möglich, wenn die bloß suggerierte »Pflicht« in einen integrierenden Bestandteil des Ich sich verwandelt. Frau Solneß verkörpert diese äußere Macht der gesellschaftlichen Suggestion, die Pflicht. Als Hilde sie fragt, ob sie jetzt froh sei, daß sie ins neue Haus ziehen sollen, antwortet sie: »Ich sollte froh sein. Denn Halvard will es ja so haben... Das ist ja nur

* Nach Suteherland, zitiert bei Schultze. Psychologie der Naturvölker (Veit & Co., Leipzig. 1900), p. 136.

** Nach Karl Ferd. Appun, zitiert ebenda, p. 158.

*** »Je isolierter das erotische Triebleben vom übrigen Bewußtseinsinhalte dasteht, desto mehr nähert sich der sexuelle und damit auch der gesamte übrige Charakter des Individuums dem Typus des Tierischen.« Otto Groß. Die cerebrale Sekundärfunktion. p. 61.

meine Pflicht, mich ihm zu unterwerfen. Aber manchmal fällt es so schwer, den Sinn zum Gehorsam zu zwingen«. Als Hilde ihr dankt, daß sie so lieb zu ihr sei, antwortet sie: »Das ist einfach meine Pflicht. Und darum tue ich es so gern«. Anders Hilde. Sie sagt zum Baumeister: »O ich kann das häßliche garstige Wort nicht ausstehen! . . . Es hört sich so kalt und spitzig und stechend an. Pflicht — Pflicht — Pflicht. Finden Sie das nicht auch? Daß es einen gleichsam sticht?« In Hilde, wie wir aus dem Vorhergehenden sehen, realisiert sich das Liebesbedürfnis Solneß', stillt sich seine Sehnsucht nach der neuen Frau, die zugleich Weib und Gefährtin sein kann, und an die ihn darum nicht nur einzig die »häßliche Pflicht« für das Leben binden soll.

Das alte Haus brannte ab, d. h. das alte Liebesverhältnis ist abgebrochen. Auch hier, wie im »Agamemnon«, sind es die Kinder, die einem im Wege stehen. Das Hindernis mußte weggeschafft werden: die Kinder sterben. Aber wie Solneß erzählt: »Die zwei kleinen Kinder — von denen ist es nicht so leicht loszukommen, Hilde«. Anderseits wird auch durch das Fortgehen von der alten Liebe das Leben der Frau zertrümmert. Denn auch die Frau Solneß, »die hatte auch ihre Anlagen zum Bauen«. Nämlich »kleine Kinderseelen aufzubauen . . . Und das alles, das liegt jetzt da. Ungebraucht — und unbrauchbar für immer«. Hier liegt der Konflikt klar zu Tage. Weil wir noch mit uns selbst nicht einig sind, weil das Alte in uns noch genügend Kraft besitzt, um das Neue nicht aufkommen zu lassen, können wir letzteres nicht in wirklicher Tat, sondern nur in unserer Phantasie realisieren.

Dieser Sachverhalt wird, wie es scheint, von Solneß selbst instinktiv-autoanalytisch wahrgenommen. Er sagt zu seiner Frau: »Ich bin in bodenloser Schuld — dir gegenüber, Aline . . . Ich habe Dir nie etwas Böses zugefügt. Und trotzdem habe ich die Empfindung, als ob eine erdrückende Schuld fortwährend auf mir lastet«. Er geht soweit, daß er sogar in sich selbst die Ursache des Brandes des alten Hauses suchen will. Hören wir, was er in diesem Punkt zu Hilde spricht: »Glauben Sie nicht auch, Hilde, daß es einzelne, auserwählte Menschen gibt, denen die Gnade verliehen wurde und die Macht und die Fähigkeit, etwas zu wünschen, etwas zu begehren, etwas zu wollen — so beharrlich und so — so unerbitterlich — daß sie es zuletzt bekommen müssen«. D. h. der Brand des alten Hauses realisiert wirklich einen Wunsch Solneß', darum aber muß er sich schuldig fühlen.

Solneß baute früher Kirchen, hohe Türme setzte auf sie sein hochfliegender Drang. Später ist ihm der Gedanke gekommen, daß Gott ihm seine Kleinen genommen, damit er, der Baumeister, von nichts anderem gebunden, nur Baumeister sein solle. Als er vor zehn Jahren oben auf dem Kirchenturm stand und den Kranz an die Wetterfahne hängte, da sprach er zu Gott: »Jetzt hör' mich an, du Mächtiger! Von heute an will ich freier Baumeister sein. Auf meinem Gebiet,

wie du auf dem deinigen. Nie mehr will ich Kirchen für dich bauen. Nur Heimstätten für Menschen«. Allmählich aber ist der Baumeister zur Überzeugung gelangt, daß »Heimstätten für Menschen zu bauen — keine fünf Pfennig wert« sei. Denn die Menschen haben die Heimstätten da gar nicht nötig. Jedenfalls nicht, um glücklich zu sein«. Das ihn drückende Schuldbewußtsein wälzt Solneß auf Gott. Gott nämlich habe es gewollt, er solle nur Baumeister sein und von seiner Familie sich lossagen. Diese Abwälzung gelingt ihm aber nicht. Denn er sagt zu Hilde: »Ich will Ihnen sagen, wie das Glück empfunden wird! Es wird empfunden, wie eine große hautlose Stelle hier auf der Brust . . . Ach, wenn Sie wüßten, wie das zuweilen saugt und brennt«. Darum die Unzufriedenheit mit seinem Beruf als Baumeister: »Heimstätten zu bauen — ist keine fünf Pfennige wert«. Im Grunde genommen ist der Trieb zum »Bauen« wohl ein Symbol eines viel elementareren Triebes. Denn im dritten Auftritte des dritten Aktes als Solneß sagt: »Wird aber nie mehr bauen — der arme Baumeister«, antwortet Hilde: »Doch! Zu zweien werden wir sein. Und dann bauen wir das Herrlichste — das Allerherrlichste, was es auf Erden gibt«. — Solneß (gespannt): »Hilde — sagen Sie mir, was das ist!« — Hilde (sieht ihn lächelnd an, schüttelt den Kopf ein wenig, spitzt die Lippen und spricht wie zu einem Kinde): »Die Baumeister — die sind sehr — sehr dumme Leute«.

In Solneß lebt ein Unhold, wie er sich ausdrückt, richtiger gesagt, Solneß ist der Unhold, der in uns lebt. Aber ein Unhold mit einem »recht schwächlichen Gewissen«, mit einem »kränklichen Gewissen«. Solneß steigt auf den Turm, um dann herabzusteigen, wie er Hilde verspricht, und »seine Prinzessin« mit den Armen zu umschlingen und sie zu küssen, viele, viele Male. Aber die »Zensur« stellt ihre Forderungen, das »schwächliche« Gewissen macht den soviel Unternehmenden schwindelnd, Solneß stürzt und bleibt auf der Stelle tot, d. h. der »Unhold« ist getötet, besiegt.

Solneß' Tod hat auch einen anderen Sinn. Die Entsagung in der Liebe fällt einem sehr schwer. »Und was soll aus mir werden«, sagt Solneß zu Hilde, »wenn Sie fort sind? . . . . Ich — ich, der ein freudenloses Leben nicht tragen kann!« Der Tod Solneß' ist das Fortgehen aus einem »freudenlosen Leben«. Denn, wie die Psychoanalytiker sagen: »Das Leben gibt bloß jener auf, der Liebe zu erhoffen aufgeben mußte«*. Tatsächlich wissen wir in diesem Punkte, daß der »Baumeister Solneß« zu einer Entsagung im Leben des Dichters selbst in Beziehung steht. »Im Herbste 1889 hatte Ibsen in Gossensaß die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht, die seine Gedankenwelt in eine starke Erregung versetzt hatte. Die Jugend war durch sie noch einmal seinem alternden Leben nahe getreten, die Sonne des Frühlings seinem Herbste aufgegangen. Von ihrem Zauberhauch muß sich damals sein Busen jugendlich erschüttert gefühlt

* Dr. med. J. Sadger in d. »Diskuss. d. Wiener psychoan. Vereins«. H. I, p. 27.

haben. Selbst noch im späten Nachgefühle dieses Glückes erschien ihm der Sommer in Gossensaß als der glücklichste, schönste in seinem Leben (Brief von 13. März 1898) . . .«*. Am 20. September schrieb Ibsen jener jungen Dame ins Stammbuch**: »Hohes, schmerzliches Glück — um das Unerreichbare zu ringen«. Am 19. September kommt Hilde, um vom Baumeister Solneß ihr Königreich zu fordern. Da das Glück aber unerreichbar war, so mußte Solneß zum Tode stürzen. In diesem Bilde wird gleichsam der Selbstmordtrieb abreagiert. —

Was für eine Rolle spielt Kaja im Drama? welcher Art sind die Beziehungen zwischen Solneß und Kaja? Daß Kaja Liebe zum Baumeister fühlt, wissen wir genau. Denn auf Solneß' Frage über ihre Gefühle zu Ragnar, antwortet Kaja: »Ich war Ragnar sehr, sehr gut — einmal — Ehe ich hierher kam zu Ihnen . . . Ach, Sie wissen es ja, jetzt bin ich bloß einem einzigen gut! Keinem anderen in der ganzen Welt! Kann nie einem anderen gut werden«. Im Gespräch mit Dr. Herdal gibt Solneß den Deckgrund an, warum er unbedingt Kaja bei sich behalten muß. Denn hätte er das Mädchen hier im Bureau, dann bliebe auch Ragnar, der ein sehr tüchtiger Gehilfe war, bei ihm. Merkwürdig ist aber die Tatsache, daß sobald Hilde erscheint, Solneß Ragnar und Kaja entbehren kann, er kündigt beiden. Kaja ist eigentlich dieselbe Vision, wie Hilde. Wir haben hier eine Erscheinung, die auch im Traume vorkommt: zwei Träume derselben Nacht sind Variationen desselben Themas. Die Liebessehnsucht weckt in unserem Drama einmal das Bild Kajas, dann das der Hilde. In der ersten Vision sucht das Bewußtsein noch den wirklichen Grund möglichst durch Vortäuschung fremder Motive zr vertuschen. In der zweiten Vision ist schon diese Vertuschung fast aufgegeben. Merkwürdig ist noch die folgende Szene am Anfange des Dramas: Solneß legt Kaja beide Hände um den Kopf und flüstert: »ich kanns ohne Sie nicht aushalten, begreifen Sie . . . (drückt ihr einen Kuß aufs Haar). Kaja — Kaja!« Diese Szene erinnert lebhaft an diejenige, welche später Hilde aus ihrer ersten Begegnung mit dem Baumeister schildert. —

Wie Solneß und Knut Brovik nur die verschiedenen Tendenzen des männlichen Ich darstellen, so verkörpern Frau Solneß und Hilde Wangel die verschiedenen Tendenzen des weiblichen Ich. Wir vernehmen aus dem Munde der pflichtgetreuen Frau: »Aber manchmal fällt es so schwer, den Sinn zu Gehorsam zu zwingen.« Als Hilde im Gespräch den Brand des alten Hauses berührt, bemerkt Frau Solneß: »Oftmals muß ich ja mir selber sagen, daß es eine gerechte Strafe war.« Über den Tod ihrer Kinder äußert sie: »Das war ja eine höhere Fügung. Und wenn so etwas kommt, da muß man sich unterwerfen. Und Gott danken obendrein.« Auch hier ist eine Unzufriedenheit und ein Schuldgefühl zu verspüren.

* J. Collin, Henrik Ibsen. Heidelberg (Carl Winter) 1910.
** ib.

Auch sehen wir den Versuch, die Verantwortung Gott zuzuschieben. Also auch in der Seele der Frau spielt sich ein Konflikt ab. Die engen Grenzen des Familienlebens mit seinen kleinlichen Pflichten, die die Frau ganz in Anspruch nehmen und sie für alles andere fast abgestumpft machen, müssen eine Unzufriedenheit hervorrufen. Daraus entsteht die Vision Hilde, in deren Seele ein Unhold haust, die die Pflicht »häßlich« findet und ihrem Auserwählten eine freie Gefährtin im Leben sein will. Hilde fordert: »Mein Schloß soll oben hoch liegen. Und frei nach allen Seiten hin. So daß ich weit hinausblicken kann — weit hinaus.« Ferner: »Ach, wie kommt mir doch das alles so albern vor! Wirklich so albern —! . . . Daß einer nach seinem Glück nicht greifen darf. Nach seinem eigenen Leben nicht! Bloß weil jemand dazwischen steht . . . Ich möchte wissen, ob man das im Grunde nicht dürfte. Aber trotzdem — Ach, wenn man doch die ganze Geschichte verschlafen könnte!« Hilde will ein Raubvogel sein, der nie in den Käfig hinein müssen soll. Und doch auch sie hat ein krankes, schwächliches Gewissen. Denn Hilde, die zum Baumeister gekommen, um ihr Königreich zu fordern, will jetzt plötzlich fort. Sie sagt: »Ich kann nicht Böses vorhaben gegen eine, die ich kenne! Ich kann ihr nicht nehmen, was ihr gehört!« Die zum neuen Leben erwachende Frau ist noch nicht mit sich einig. Der Baumeister, der ihr das Königreich versprochen hat, muß auch darum vernichtet werden. Auch hier ist Tragik die Folge der Uneinigkeit mit sich selbst.

Im Herabstürzen des Baumeisters liegt noch ein dritter, tieferer symbolischer Grund verborgen. Als Hilde am Anfange des Dramas schildert, wie vor zehn Jahren der Baumeister oben am Turme stand, da sagt sie! »Es war so wundervoll spannend, da unten zu stehen und zu Ihnen hinaufzublicken. Denkt nur, wenn er jetzt abstürzte! Er — der Baumeister selber!« Am Ende des Dramas, als der Baumeister abstürzt, schwenkt Hilde den Shawl aufwärts und schreit mit wilder Innigkeit: »Mein — mein Baumeister!« Ihr Wunsch ist erfüllt, der Baumeister ist zu ihr abgestürzt.

Schlußbetrachtungen.

Wir fanden die Tragik als Folge der Einmischung der »Zensur«: die herrschenden Werte in uns sind noch stark genug, die Realisierung der sie in Frage stellenden Tendenzen zu unterbinden, wir müssen uns mit deren gedankenmäßigen Erfüllung begnügen. Die Tatsachen, die uns die Psychoanalyse liefert, zwingen uns, die menschliche Psyche dialektisch zu begreifen, als einen kontinuierlichen Fluß einander bekämpfender psychischer Tendenzen. Das Drama ist eine kompromißhafte doppelseitige Anpassung, wodurch eine Art von Abstumpfung der Gegensätze, eine Verminderung der feindlichen Spannung erreicht wird. Darin ist der therapeutische Wert der tragischen Kunst begründet. »Die kulturfeindlichen Triebe werden sublimiert und so in den Dienst der Kultur gestellt. Sie sind tat-

sächlich ein Teil jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft*.«

In der tragischen Kunst sind aber auch Gefahren verborgen. »Von Illusion zu Illusion gelockt, erreicht man schließlich ein Ziel: in der Kunst! — aber im Leben?**« Auch abgestumpfte Gegensätze bleiben doch Gegensätze, die früher oder später zu einer (nicht bloß gedachten, sondern wirklichen) Katastrophe führen können, das tragische Kunstwerk schafft die wirklichen Konflikte natürlich nicht aus der Welt. »Fest eingewurzelte Suggestionen, die einen Konflikt mit natürlichen Trieben bedingen, behalten ihre pathogene Wirksamkeit, solange sie nicht durch bewußte Überwindung wirklich beseitigt und die Konflikte wirklich gelöst werden***.« Der Kunstgenuß an und für sich kann nicht zu dieser »bewußten Überwindung« gerechnet werden. Letzteres wird erst durch die psychoanalytische Betrachtung des Kunstwerkes erreicht.

Auch Th. Lipps geht von der Tatsache aus, daß das vorhandene und von uns mitempfundene Leiden in der Tragödie, wie bei jeder Tragik, der Grund unseres Genusses daran sei†. Das Leiden ist aber nicht Zweck, sondern bloß Mittel. Denn erst dann empfinden wir den Wert eines uns lieben Gegenstandes deutlicher, wenn er beschädigt, zerstört, vernichtet sei. »So wird unser Verlust Gewinn, nicht tatsächlich, aber für unser Empfinden. Es mischt sich in unserem Gefühl des Bedauerns oder der Wehmut mit dem Schmerz um die Zerstörung ein erhöhtes Bewußtsein des Wertes, ein erhöhter und, eben durch den Schmerz, vertiefter Genuß††.« Durch das Leiden offenbare sich die volle Größe des Helden. Denn »was wollte uns das Leiden all der liebeswerten Gestalten . . . bedeuten, wenn nicht das Bild ihrer Persönlichkeit, das uns durch das Leiden geoffenbart und zugleich menschlich näher gerückt und heller erleuchtet wird . . . Und was wären sie trotz ihrer Liebenswürdigkeit, wenn uns nicht das Leiden vergegenwärtigte, was für Persönlichkeiten es sind, in deren Dasein das Geschick so grausam eingreift, welches ganz anderen Geschickes wert« †††.

Eine sonderbare Theorie, welche fordert, daß wir eine uns liebe Person dem Leiden aussetzen, um sie für unser Empfinden noch lieber zu machen! Und doch ist hier ein Kern von Wahrheit enthalten: Zwischen den Leiden des Helden und seiner Persönlichkeit ist ein fester Zusammenhang gegeben. Freilich, nicht weil der Held leidet, wird er uns lieb, sondern umgekehrt: weil der Held uns, richtiger gesagt unserem zweiten Ich, lieb ist, muß er leiden. In

* Stekel, a. a. O. p. 71.

** Gerh Hauptmann, »Aus meinem Diarium«. »Frankf. Zeitung«, 1911, Nr. 106, Erstes Morgenblatt.

*** Otto Groß, a. a. O., p. 51 (Fußnote).

† Th. Lipps, Der Streit über die Tragödie. (Hamburg und Leipzig. Leopold Voß, 1891.) pag. 41.

†† ib. p. 42.

††† ib. p. 46.

Widerspruch mit sich selbst nähert sich auch Lipps dieser Erkenntnis, wenn er sagt: »Kein Leiden, wie es auch heißen mag, kann durch sein bloßes Dasein erfreuen ... Das Leiden erhebt und erzeugt Genugtuung, sofern in ihm die innere Macht des Guten über das Böse in der Persönlichkeit sich kundgibt*.« Oder: »Das Recht wird gesühnt, d. h. das Rechtsbewußtsein im Helden, das durch die Leidenschaft niedergehalten war, kommt zur Geltung und eben damit findet unser Rechtsbewußtsein, das er verneint hatte, seine Anerkennung**. Es sollte heißen: Nicht das Leiden erfreut uns, sondern die Leidenschaft; das Leiden kommt nur als Beschwichtigungs-, ja sogar Bestechungsmittel der »Zensur« zur Wirkung. Oder wie sich Hebbel ausdrückt: »Phantasie ist nur in Gesellschaft des Verstandes erträglich.«

Der tragische Held verletzt die durch den Willen der Allgemeinheit der Individualpsyche suggerierte Norm. Denn er verkörpert das »Unbewußte«; aber »das Unbewußte ist vorzüglich das Böse***. Der tragische Held kann somit als der Verbrecher betrachtet werden; seine Leiden bedeuten dann die Wiederherstellung der verletzten Norm, wie auch die unbewußt vollzogene Bestrafung oder Vergeltung — die eindringlichste Wiederholung des »sozial-ethischen Unwerturteils« über die »böse« Tat.

Auch umgekehrt, ist der wirkliche Verbrecher der Repräsentant des »Bösen«, das tief in unserem Unbewußten schlummert. Wie der tragische Held, muß er Leiden auf sich nehmen, er muß bestraft werden: das fordert unser »Rechtsbewußtsein«. »Man projiziert das Böse nach außen und sucht dann irgendwo draußen ihm den Kopf abzuschlagen†.« Wir haben hier die dramatisch-tragische Handlung von der Bühne in das wirkliche Leben versetzt. Von diesem Standpunkte aus ist es leicht, in die Psychologie der »Vergeltungstheorien« im Strafrecht sich zu vertiefen. Die Idee der Vergeltung, von der die große Masse unserer Zeit, sowie noch viele namhafte Rechtslehrer durchdrungen sind, behauptet, daß der Strafakt nicht die Verbesserung oder Unschädlichmachung des Verbrechers in erster Linie ins Auge zu fassen hat††, sondern hauptsächlich die Wiederherstellung des allgemeinen Willens — der Rechtsnorm. Die Genugtuung des erfüllten »Rechtsbewußtseins« ist somit der »Lust am Trauerspiel« identisch. sie ist hervorgerufen durch den dramatischen Zwiespalt

---

* ib. p. 54.

** ib. p. 61.

*** Fritz Wittels, Tragische Motive. (Berlin, Fleischel & Co. 1911), p. 33.

† Wittels, a. a. O. p. 38.

†† »Die Verbesserungstheorie will Strafe, weil gebessert werden müsse; sie begründet aber nicht, weshalb die Besserung gerade durch Strafe herbeizuführen sei ... Läge der Rechtsgrund der Strafe in dem Besserungszwecke, so müßte man den unverbesserlichen Bösewicht ungestraft lassen.« »Wenn der Gedanke der Prävention schon die Rechtfertigung der Strafe enthielte, so wäre es folgerichtig, die Bestrafung dem Verbrechen vorausgehen zu lassen.« Albrecht Friedr. Berner, Lehrbuch d. deutschen Strafrechtes. Fünfte Aufl. Leipzig. 1871. p. 9/10.

unserer Seele. Den äußeren Ausdruck findet dieser Umstand in der dialogischen Gestaltung der modernen Rechtssprechung: der Staatsanwalt verkörpert die »Zensur«, der Verteidiger vertritt die Interessen der »bösen« Triebe.

Zuletzt ist noch die Frage zu erörtern, wie die wunscherfüllende Vision in ihrer mimisch-plastischen Leibhaftigkeit zustande kommt, d. h. wie es dazu kommt, daß unsere Wünsche Fleisch und Blut bekommen?

Die wunscherfüllende Tätigkeit der Phantasie wirkt nach Gesetzen, die dem gesamten psychischen Leben eigentümlich sind. Ein Grundgesetz des seelischen Lebens ist nämlich, daß jeder Teil eines Gesamterlebnisses die übrigen Teile zu reproduzieren bestrebt ist. (Gesetz der Assoziation.) Die verschiedenen »Teile« sind eigentlich nur Phasen eines einheitlichen seelischen Prozesses. Wir können das Vorherige darum auch folgendermaßen aussprechen: ein beginnender psychischer Prozeß ist immer bestrebt, sich vollständig abzuwickeln. Diese Tendenz wird immer verwirklicht, so lange keine Gegentendenzen vorhanden sind, die die erste im Gleichgewicht halten. Die Vorstellung eines Dinges A hat an und für sich die Tendenz in die Wahrnehmung des Dinges A überzugehen. Dem aber steht gewöhnlich im Wege die Gegentendenz: Die »Wirklichkeit« des Dinges A nur unter bestimmten Umständen anzuerkennen. Wenn aber die Gegentendenz, der »Wirklichkeitssinn« — ein eigentümlicher Bestandteil der »Zensur« —, dank irgend welchen Umständen abgeschwächt sei, so kann die erste Tendenz voll in Kraft treten und zur Vision bringen. Die Vision wird somit möglich, wenn eine psychische Tendenz von den Gegentendenzen sich möglichst loslöst, »dissoziiert«. (Th. Lipps.)

Wir wollen hier einen konkreten Fall betrachten. Ein Herr N. N. hat eines Tages die Nachricht bekommen, daß sein Freund X. durch Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht hat. Diese Nachricht hat ihm eine ihm sehr nahe stehende Person, die er schon längere Zeit nicht gesehen hatte, überbracht. Die Freude des Wiedersehens hat N. N. am Tage gehindert, über die traurige Nachricht nachzudenken. Als er sich Nachts zum Schlafen hinlegte, sah er an der gegenüberliegenden Ecke des Zimmers seinen Freund X. stehen. Das Zimmer war nur durch den Mondschein schwach beleuchtet. Die Vision dauerte einige Sekunden, trat aber in voller Deutlichkeit und plastischer Leibhaftigkeit vor ihn. Sie war die einzige Möglichkeit seinen verstorbenen Freund wiederzusehen, mit dem er von der Kindheit an eng verbunden war. Am Tage konnte sich die unbewußte Sehnsucht nach dem Freunde nicht genügend von allen Gegentendenzen, insbesondere derjenigen des »Wirklichkeitssinnes« dissozieren. Erst spät abend nach einem Tage verschiedener ermüdender Erlebnisse, ist die Kritik des »Wirklichkeitssinnes« erlahmt und somit wurde die Möglichkeit für die Entstehung der

Vision geschaffen. »Wenn ein lieber Freund gestorben ist, was kann das Bewußtsein mehr tun, als ihn beweinen? Aber das Unbewußte macht ihn lebendig, indem es einfach nicht zur Kenntnis nimmt, daß er gestorben ist*«.

Die Dissozierung einer bestimmten Tendenz kann aber erleichtert werden, wenn irgend ein Anknüpfungspunkt in der Wirklichkeit selbst vorhanden ist. Wir müssen nämlich beachten, daß jede Wahrnehmung bestrebt ist die ihr ähnlichen wachzurufen. Wenn ich z. B. jemand treffe, der einem meiner Bekannten ähnlich sieht, so bin ich im ersten Augenblick unwillkürlich geneigt, ihn als meinen Bekannten wahrzunehmen. Dadurch erklären sich alle diejenigen Visionen, die man gewöhnlich Illusionen nennt, zum Unterschiede von den Halluzinationen — den reinen Visionen. Der Unterschied muß bloß graduell gedacht werden: je stärker die bestimmte Tendenz ist, desto weniger braucht sie äußerliche Anhaltspunkte, um sich vollkommen (in der Vision) zu realisieren.

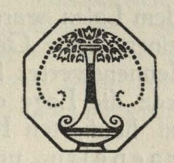
Wie wir sahen, das Bloß-Gedachte wird zur Wahrnehmung dadurch, daß es sich von der Wirkung der Gegentendenzen möglichst loslöst. In der kindlichen Psyche, wo mangels genügender Erfahrung der »Wirklichkeitssinn« noch schwach entwickelt ist, ist auch die Visionsfähigkeit viel stärker. »Ein vierjähriges Kind will zeichnen. Unsicher zieht es auf dem Papier einen wackeligen Strich . . . Mit kühnem Mut erklärt das Kind den Strich für einen Reiter, für irgend ein kompliziertes Gebilde, für welches es will. Das ist unbegrenzte Schöpferkraft, das ist die Stimme Gottes: es werde Licht! Und es ward Licht.«**

Das Gesagte gilt auch von den Menschen niederer Kulturstufen. Die Menschen sahen zu jener Zeit die Götter und Helden von ihren Höhen herabsteigen, weil sie an ihrer wahren Existenz gar nicht zweifelten. Aber auch der erwachsene moderne Mensch ist häufig genug in Lagen versetzt, wo er mehr oder weniger visionsfähig wird. Wenn wir im Zuseherraum des Theaters sitzen, so wird schon bloß durch die Zusammenhäufung freudig gestimmter und keine ernstliche Beschäftigung ausübender Menschen, in uns eine feierliche Stimmung hervorgerufen und dauernd wach erhalten, die die Alltäglichkeit mit ihren Erfahrungen von uns fern hält. Der Boden für eine Dissoziation ist dann geschaffen. Die Darsteller auf der Bühne tun das Weitere: sie geben uns die Anhaltspunkte, an die anknüpfend unsere schöpferische Phantasie ihre Arbeit leistet. Denn das auf der Bühne Dargestellte bekommt nur dann seine volle Bedeutung, wenn wir seine »Wirklichkeit« anzuerkennen bereit sind. Somit sind die wirklichen Künstler und Dichter zuletzt wir selbst; die sogenannten Darsteller auf der Bühne sind nur Hilfsmittel, »gelegentliche Ursachen« unserer Vision. Es erscheint auf der Bühne Tannhäuser; sofort ergreift unser zweites Ich diese Gelegen-

* Fr. Wittels a. a. O. p. 8.
** Ib. p. 5.

heit, um seine längst gehegten Wünsche zu erfüllen, und sich mit Tannhäuser identifizierend, umarmt es die schöne Venus. Im Traume, wo die Dissoziation bis aufs äußerste fortgeschritten und der »Wirklichkeitssinn« ganz erlahmt ist, brauchen wir der Mithilfe der Darsteller nicht, um unsere Vision zustande zu bringen. Das Drama kann somit charakterisiert werden als Traum, dessen Zustandekommen durch äußere Hilfsmittel (der Darsteller auf der Bühne) erleichtert wird.

Wir haben früher Traum und Drama dadurch von einander unterschieden, daß ersterer nur von der träumenden Person selbst erlebt werden kann. Die äußeren Hilfsmittel des Dramas bedingen für dasselbe die Möglichkeit von einer Vielheit von Menschen »geträumt« zu werden. Mit dieser »Vielheit« tritt aber ein neues, ein soziales Moment hinzu: die wunscherfüllende Instanz ist genötigt mit solchem Material zu arbeiten, welches in jedem einzelnen Bewußtsein, das in diese »Vielheit« eingeht, Anklang finden könnte. Die Kunst ist wie die Religion sozial, sie kann nur für den »Herdenmenschen« existieren. »Die Ausbildung kantiger Individualitäten . . . macht zum Theatergenusse untauglich. Im Theater soll man nur Herdenmensch sein.«* Das Drama ist folglich ein sozialer Traum, ein Traum des »Herdenmenschen«. Der »kantige« Mensch. der ausgesprochene Individualist, kann zwar gelegentlich Tragödiendichter werden, er wird aber schwerlich sein Publikum finden.



* Fr. Wittels. a. a. O. p. 104.

Von der Pathographie zur Psychographie.

Von Dr. J. SADGER, Nervenarzt in Wien.

I.

Seitdem Morel und Magnan die Symptome der Dégénérescence beschrieben und Lombroso auf den Zusammenhang zwischen Genie und Wahnsinn, richtiger zwischen Genie und Belastung hingewiesen hatte, unternahmen verschiedene Neurologen und Psychiater, ihr spezialistisches Fachwissen an Dichtern, Musikern und bildenden Künstlern, sowie deren Schöpfungen zu erproben. Was jeweils als Blüte irrenärztlichen Wissens fachmännische Gehirne bewegte, wurde flugs auf den Genius appretiert und dem großen Publikum als totsichere Wahrheit vorgesetzt. Dies konnte um so leichter geschehen, als die meisten Laien, zu welchen ja Kunstgenießende sowie Kunstrichter fast ausnahmslos gehören, im Gefühl ihrer psychiatrischen Unzulänglichkeit und vom neuen Lichte der Wissenschaft geblendet, kaum ernstlich zu widersprechen wagten. Ein wirkliches Entzücken und innere Freude empfanden sie freilich ob jenes Beginnens in den seltensten Fällen. Meist fühlten sie nur, man entweihe ihre angebeteten Götter, ohne die Erkenntnis irgendwie dadurch zu fördern, daß man dem Abnormen eine wissenschaftliche Etikette anklebe. Mochte auch Moebius, wohl der Hellsichtigste und Gedankenreichste der Pathographen, entgegenhalten, die Erfahrung lehre, daß beim Genie »neben großen Eigenschaften unverkennbare Defekte und bei manchen auch Syndrome vorhanden seien, die auf den abnormen Grundzustand hinweisen«, daß ferner »in der Regel bei ungewöhnlichen Leistungen nicht alle Fähigkeiten gesteigert sind, sondern nur einige, während neben ihnen andere nur normale oder gar unternormale vorhanden sind«*, mochten kleinere Geister von der Höhe ihres fachmännischen Wissens herab untrügliche Seelenkunde verschleißen, dem Laien ward dabei nie recht wohl. Er empfand nur, man verkleinere seine Genien, ohne doch zu ihrem inneren Verständnis ein Nennenswertes beizutragen.

Noch mißlicher wurde die Lage dadurch, daß in den allerletzten Jahren die in praxi häufigsten Krankheitsformen der Irrenkunde durch Emil Kraepelin umgeordnet wurden. Seine Präzisierung und vor allem Ausdehnung der Begriffe Dementia praecox und manisch-depressives Irresein, ein Beginnen, das heute noch nicht vollendet und von einer Auflage seines klassischen Lehrbuches zur anderen wechselt, setzte nicht nur die Zünftigen, die alle paar Jahre umlernen mußten, in schwere Pein, sondern richtete auch unter den Pathographien Verheerungen an. Wer eine auch nur etwas ältere liest, sogar von namhaften Irrenärzten, z. B. »Die Darstellung krankhafter Geisteszustände in Shakespeares Dramen« von Dr. Hans Lähr aus dem Jahre 1898, der wird erstaunen, wie veraltet heute seine Anschauungen sind und vollends die Diagnosenstellung.

* »Über Entartung«, Grenzfragen des Nerven- und Seelenleben. Heft 3. 1900.

Ja, man braucht nicht einmal vierzehn Jahre zurückzugehen, um die Früchte von Kraepelins umstürzender Tätigkeit zu schauen. Es konnte passieren, daß eine Diagnose von 1905 schon 1910 vollständig überholt war, oder, was noch erquicklicher, daß namhafte Psychiater auf Grund des nämlichen Quellenmaterials zu entgegengesetzten Diagnosen kamen*.

Das war nun ein Punkt von großer Bedeutsamkeit. Fußte doch der Anspruch der Irrenärzte, ihr Votum als entscheidend respektiert zu sehen, einzig auf dem fachmännischen Besserwissen. Ward dieses aber selber in Frage gestellt, vom Sockel der absoluten Unfehlbarkeit gestürzt, wie jene Vorfälle zur Evidenz erwiesen, mit welchem Rechte wollte der Psychiater den Laien noch belehren? Hatte doch einer der Bestschreibenden unter jenen, Willy Hellpach, sich den Ausspruch geleistet: »Ich bin wirklich ein Bewunderer des Kraepelinschen Lehrbuches, aber daß auch die Dramatiker sich jeweils nach der letzten Auflage richten müßten, das schiene mir doch zu viel verlangt**.

Noch mißlicher wirkte die mangelnde psychologische Schulung unserer Irrenärzte. Was die Genießenden besonders unliebsam empfanden, war, daß alle psychiatrische Forschung ausschließlich nur Diagnosen gab — wie sich jetzt erwies: von zweifelhaftem Werte — doch zum Verstehen weder des Genies noch seiner Schöpfungen Erkleckliches beitrug. Daß z. B. ein Poet an progressiver Paralyse verstarb, war ja an sich immerhin wissenswert, doch verstand man darum seine dichterische Eigenart nicht um ein einziges Quentchen besser. Waren doch just die Irrenärzte, die mit solch grandioser Würde auftraten, durcha s keine großen Seelenkenner. In einem Aufsatze des Gauppschen »Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie« schrieb ich im Jänner 1907: »Wenn ein sonst ganz intelligenter Mann von der menschlichen Psyche gar nichts versteht, aber buchstäblich gar nichts, dann ist er sicher Psychologe von Beruf oder — Psychiater!« Dieser Ausspruch blieb bis zum heutigen Tage unwidersprochen und besteht auch zur Stunde, rühmliche Ausnahmen wie etwa die Bleuler-Jungsche Schule abgerechnet, noch

* Vgl. z. B. den ergötzlichen Streit zwischen Moebius und Gruhle, ob Scheffel an Dementia praecox oder Cyclothymie gelitten habe, in Moebius »Kritischen Bemerkungen über Pathographie«. (Anhang zu dessen Broschüre: »Über Scheffels Krankheit«, Marhold 1907.) Für den Fachmann will ich hier noch einschieben, daß scharf zu unterscheiden ist zwischen den Pathographien älteren Stils und den modernen. Die ersteren legten vornehmlich die Entartung, richtiger Belastung des Dichters fest (diese Schriften betrafen meist nur Poeten, erst in späterer Folge wurden auch andere Genien behandelt) und beleuchteten höchstens gegebenenfalls seine Geisteskrankheit, sowie die abnormen Charaktere in seinen Werken. Seit Kraepelins Umwälzung wird die Belastung nur nebenbei gestreift, das Hauptgewicht aber auf spitzfindige psychiatrische Differenzialdiagnostik im Leben wie in den Werken gelegt. Diese Wandlung zum Böseren hat leider auch Moebius mitgemacht.

** »Das Pathologische in der modernen Kunst«. Heidelberg 1911. Carl Winter.

völlig zu Recht. War dem Psychiater die Diagnose alles, nach deren Feststellung er sich ruhig aufs andere Ohr legen konnte, so schätzte der Genießende jene für nichts. Was er mit heißer Seele suchte und keiner der Irrenärzte ihm gab, war ein besseres Begreifen der seelischen Zusammenhänge, nicht bessere Namen. Die Diagnose galt ihm nichts, das Verständnis alles! Und dieser Forderung gegenüber versagte die zünftige Psychiatrie in jeder Beziehung. Wenn Moebius kurz vor seinem Tode in den »Kritischen Bemerkungen über Pathographie« das Geständnis ablegte: »Eines aber ergibt sich immer wieder: Unsere Unterlagen reichen nicht aus, wir wissen noch allzu wenig. Daher sage ich: ceterum censeo, pathographiam esse augendam«, so unterschrieb der Laie zwar gern das Geständnis von den unzureichenden Unterlagen, doch kaum die weitere Forderung des Autors.

In diesen Kampf zwischen irrenärztlicher Autorität und dem instinktiven Empfinden des Laien, der sich den Glauben an seine Dichter nicht rauben lassen mochte, trugen die genialen Entdeckungen Freuds ein neues verheißungsvolles Licht hinein. Die wesentlichste Leistung des genannten Forschers für Nichtmediziner war die Eroberung des Unbewußten und ferner der Nachweis, welch überragende, vorbildliche Stellung der Entwicklung des Sexuellen im Leben jedwedes Menschen zukäme. Nun ist ja der Dichter nach Richard Wagners schönem Wort »ein Wissender des Unbewußten«. Das hatten die Laien längst schon gefühlt, ohne dies doch klärlich erweisen zu können. Jetzt aber ward von wissenschaftlicher Seite Bestätigung erbracht. Wenn auch noch zur Stunde neun Zehntel aller Irrenärzte den Poeten vorwerfen, daß sie »zu viel Sinn im Wahnsinn witterten«, zu viel versteckte, heimliche Bedeutung in die Äußerungen des Irrsinns mischten; wenn Wilhelm Weygandt den Satz aufstellte*: »Der Geisteskranke weist ja keine normale psychologische Motivierung auf«. Von einer solchen »könne bei Irrsinnsfällen überhaupt nicht mehr die Rede sein«, Behauptungen, die Gaupp erst kürzlich in ähnlicher Art wiederholte**, so hat doch Jung, ein Schüler Freuds, für die verbreitetste aller Psychosen, die Dementia praecox, Sinn und Verstand und Wunscherfüllung in den Symptomen nachweisen können und andere Jünger sind eifrig am Werke, dies auf sämtliche Geisteskrankheiten auszudehnen. So begreift sich das Bekenntnis C. G. Jungs***: »Wir Psychiater konnten bisher ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn wir lesen, wie ein Dichter sich bemüht, eine Psychose zu schildern. Allgemein werden solche Versuche als höchst untaug-

* »Abnorme Charaktere in der dramatischen Literatur, Shakespeare — Goethe Ibsen — Gerhart Hauptmann«. Hamburg und Leipzig. Leop. Voß. 1910.

** »Das Pathologische in Kunst und Literatur«. Deutsche Revue. Herausg. von Richard Fleischer. April 1911.

*** »Der Inhalt der Psychose«. 3. Heft der »Schriften zur angewandten Seelenkunde«, herausg. von Prof. Freud. Leipzig und Wien. Franz Deuticke. 1909.

lich angesehen, denn der Dichter lege in seine Auffassung der Psychose psychologische Verknüpfungen hinein, die dem klinischen Krankheitsbilde gänzlich abgehen. Wenn der Dichter nicht geradezu darauf ausgeht, aus einem psychiatrischen Lehrbuch einen Fall zu kopieren, so weiß es der Dichter meistens besser als der Psychiater.«

Doch nicht bloß die krankhaften Regungen der Seele verstand der Poet mit fühlenden Sinnen, noch mehr war er im Normalen zu Hause und wußte als bester Seelenkenner es weit sicherer zu künden denn alle Psychologen. In einer geradezu verblüffenden Weise stimmen die Ergebnisse der Freudschen Psychologie mit den Schilderungen großer Dichter überein. Nach zweierlei Richtung haben die Tiefenforschungen des letztern und seiner Schüler hier umwälzend gewirkt: für das Verständnis der Kunst sowohl wie ihrer Schöpfer, aber auch der innigen Wechselbeziehungen zwischen den beiden. Zum ersten Punkte brauche ich nur an das Licht zu erinnern, welches auf den »Hamlet«, das größte Rätsel der Weltliteratur, durch Freuds Aufdeckung des Ödipus-Komplexes geworfen wurde. Als Freud in seiner »Traumdeutung« und später auf seinen Bahnen Jones* zum ersten Male erklären konnten, woran sich so viele Genießende und Kritiker seit fast drei Jahrhunderten vergeblich die Zähne ausgebissen hatten, mit einem Schlage so manche bisher nur halb oder gar nicht verstandene Kunst durchsichtig wurde wie Bergkristall, da begann der ungeheure Fortschritt, den die Aufdeckung des Unbewußten und Sexuellen für das Verständnis der Kunst geschaffen, auch dem stumpfsten Auge sinnfällig zu werden. Man sah jetzt deutlich: wo der Kunstrichter notgedrungen aufhören mußte, weil er nicht mehr zu begreifen vermochte, dort setzte die Freudsche Psychologie überhaupt erst an, und zwar bereits im Gebiet des Normalen, nicht erst des pathologisch Verzerrten. Damit aber gab sie ein unverrückbares Fundament zum Verständnis jener genialen Schöpfungen. Präzise Diagnosen, die ja immer nur wenige Jahre galten, bis irgend ein neuer Kraepelin erstand, die waren jetzt ganz unwichtig geworden. Hauptsache wurde das seelische Begreifen, was ja die Genießenden allzeit gesucht hatten. Auch anderes, das man bisher zu verstehen glaubte, obwohl es mehr ein Mitfühlen war als wirkliches Erfassen, ward nunmehr in helle Beleuchtung gerückt. Gab Freud doch jetzt zum ersten Male eine wirkliche und wahrhafte Seelenkunde, d. h. eine solche des Unbewußten, statt des Schauens in das eigene Innere, welches Moebius so trefflich als hoffnungslos gegeißelt hatte.**

Es ist durchaus menschlich, daß jeder den heiß bewunderten Genius auch im Leben und Wirken kennen lernen möchte. Da erwiesen sich nun die Biographen als ganz unzulänglich. Wie sollten sie auch

* »Das Problem des Hamlet und der Ödipus-Komplex«, Schriften zur angewandten Seelenkunde, 10. Heft, Leipzig und Wien, Deuticke, 1911.

** »Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie«, 2. Aufl., 1907, Halle a. d. Saale, Marhold.

anders. Freilich, die äußeren Lebensdaten wußten sie ganz sauber zu sichten und zu schlichten. Auch den makroskopischen Einfluß der Umgebung konnten sie zur Not noch einzeln aufzeigen. Fehlte nur leider das geistige Band und die Erklärung, warum dies mehr als jenes gewirkt und just so gewirkt hatte, und wie der Genius zu dem geworden, was wir heute bewundern. Nicht bloß, weil der letztere kaum je congeniale Biographen fand, vermochte die zünftige Lebensbeschreibung so wenig zu sagen. Das wichtigste war wohl die mangelnde Kenntnis des Unbewußten und der sexuellen Zusammenhänge, die Freud erst mühsam aufdecken mußte. Wir können es heute dreist aussprechen: was bisher an Biographischem geleistet wurde, ist wenig mehr als Rohmaterial, das eine künftige Seelenkunde erst zu wirklich verstehenden Lebensbeschreibungen umformen muß!

Vielleicht die wichtigste Partie derselben wird das Liebesleben des Helden sein. Wissen wir doch heute aus tausendfältiger Erfahrung heraus, daß die sexuelle Entwicklung des Menschen vorbildlich wird für sein ganzes Dasein. Und so sehr sich auch mancher abgestoßen fühlt durch das »Wühlen im Schmutze«, wie der schöne Ausdruck unserer Gegner lautet, die aus eigenen verdrängten Komplexen heraus auch der vorsichtigsten Erwähnung und Berührung des Geschlechtlichen in allerweitestem Bogen ausweichen, die Forschung der Zukunft wird an diesem entscheidenden Triebe des Menschen achtlos nimmer vorüber können, wie dies leider bis heute fast immer geschah. Wer seine Prüderie nicht überwinden kann, dem steht es ja frei, sich mit »reinlicheren« Gegenständen zu befassen. Nur von der Psychologie, dem Seelenstudium irgend eines Menschen, lasse er die Finger. Denn das ist ohne intensive Beschäftigung mit dessen Geschlechtsleben nicht mehr denkbar.

Färbt ja doch dies, wie alle Nachprüfung stets wieder ergibt, auf das Schaffen jeglichen Genius ab, sogar bis ins Detail seiner Werke. Vieles z. B., was uns bis heute an Dichterschöpfungen unverständlich blieb, und zwar nicht bloß in Einzelheiten, sondern selbst die Stoffwahl und Art des Schaffens wird mit eins zur Tageshelle erleuchtet, sobald man den Mut findet, auf das Geschlechtliche einzugehen. Nicht selten wird man zu seiner maßlosen Verblüffung erkennen, wie tief die sexuelle Gebundenheit des Genies da reicht*. Es wird eine der neuen und wichtigsten Aufgaben jeder künftigen Lebensbeschreibung sein, die innigen und steten Wechselbeziehungen aufzuspüren, die zwischen seinem Liebesleben und seinem Künstlerschaffen bestehen. Nur muß man da bis zu den »Müttern« hinabsteigen, nicht etwa entsetzt Halt machen wollen vor einzelnen im Kindesalter physiologischen Gefühlen, wie beispielsweise den Incest-Phantasien, die als Phantasien ein ganzes Leben lang fortwirken

* Einen interessanten Beitrag hat W. Stekel in »Dichtung und Neurose«, Bergmann, Wiesbaden 1909, geliefert.

können. Wer nur den wissenschaftlichen Mut aufbringt, all diese Dinge einfach zu schauen und nicht absichtlich seelenblind zu sein, wenn jene förmlich in die Augen springen, wird erstaunt sein über all die Fülle von ungeahnten Zusammenhängen und die sofortige Lösung von Rätseln, welche bislang einfach unlösbar schienen. Es werden sich da ganz andere Perspektiven eröffnen, als sie die bisherigen Biographien zu geben vermochten. Wo diese je Zusammenhänge aufdeckten zwischen Leben und Dichtung, da waren sie allergröbster Art, will sagen nur jene, die wirklich geradezu au der Hand lagen. Die feineren Beziehungen blieben ihnen selber völlig verschlossen, die konnten sie drum dem Genießenwollenden nie offenbaren. Hier beut sich eine der dankbarsten Aufgaben und durchaus jungfräulicher Boden, der tausendfältige Frucht verheißt.

War nunmehr die Arbeit der Pathographie, zumindest der älteren, hauptsächlich der Belastung gewidmeten, überflüssig worden, um nicht zu sagen, völlig überholt? Ich glaube mit nichten. Man hat keinen Grund, sie gering zu achten oder gar für die Zukunft ausschalten zu wollen. Sie braucht da lediglich den ihr vollgebührenden Platz zu erhalten, um ihr Stück zur Aufklärung beizutragen. Geschichtlich war sie ein Durchgangsstadium, ja sie bleibt für die letzten biologischen Grundlagen noch heute geradezu unerläßlich. Man darf nur nicht alles aus Belastung allein erklären wollen, wie früher nicht allzuselten geschah, da die Psychologie des Unbewußten noch nicht geschaffen. Zur Stunde erscheint die Pathographie uns einzig berufen, die letzten konstitutionellen Momente aufzuhellen, an die kein seelisches Senkblei mehr langt. Hier hat sie tatsächlich Neues gegeben und just die Untersuchung der Genies, zum Beispiel der Dichter, hat uns gelehrt, die Symptome der »Belastung und Entartung« festzustellen, wie ich in einer größeren Studie ausführte*. Daß diese allerletzte Arbeit früher erfolgte, als die doch eigentlich näher liegende seelische Deutung ist in der historischen Entwicklung begründet. Diese führte eben von der »Pathographie« zur »Psychographie«, um ein gutes Wort von Weygandt zu gebrauchen (l. c.), d. h. von der Aufsuchung des Kranken im Genie zur Darstellung der seelischen Zusammenhänge. Freuen wir uns, daß jene erste Arbeit, die wir doch hinterdrein tun hätten müssen, bereits geschehen ist. Wer jetzt Verständnis des Genius und seiner Schöpfungen sucht, dem sind bereits alle Wege geebnet.

Die Stellung der Pathographie für die Zukunft aber möchte ich also definieren. Sie gewinnt einen bleibenden, dauernden Wert, wenn sie darauf verzichtet, bloß zweifelhafte Diagnosen zu geben, die ein kommendes Jahrzehnt ganz sicher über den Haufen wirft, oder samt und sonders alles aufs Krankhafte zuspitzen. Hingegen ist es ihre wahre Aufgabe, die verschiedenen konstitutionellen Faktoren, mit anderen Worten die Belastung des Genies in ein-

* »Belastung und Entartung. Ein Beitrag zur Lehre vom kranken Genie«, 1910, Leipzig, Eduard Demme.

wandfreier Weise festzulegen und jene Symptome anzuführen, die durch sie allein oder doch vorwaltend zu deuten sind. Fast jedes psychische Geschehen ist recht kompliziert und mindestens auf zwei Beinen stehend, dem organischen Anteil und der seelischen Begründung. Den ersteren zu hellen, besonders in seinen konstitutionellen Elementen, der angeborenen Gehirnanlage, ist die Bestimmung der Pathographie. Sonst aber gebe sie präzise Diagnosen nur insoweit, als diese wirklich zweifellos feststehen, wie etwa die progressive Paralyse. Doch auch bei unverkennbaren Krankheitszeichen ist nicht Übereinstimmung mit dem herrschenden Lehrbuch das eigentlich Wertvolle, sondern die Erklärung der seelischen Begleitsymptome, welche stets auf das Unbewußte und Infantile zurückzuführen sind, wie ich beispielsweise in meinem Lenaubuche* dargetan habe. Eine jede künftige Psychographie wird also, um erschöpfend zu sein, ein pathographisches Kapitel aufweisen müssen, da vermutlich kein einziger Genius existiert, der nicht mehr oder weniger belastet wäre und davon erheblich beeinflußt würde. Hauptsache aber bleibt immer und allzeit die Erklärung der seelischen Zusammenhänge im Leben wie im Schaffen eines jeden Genies.

II.

Was ich im vorstehenden allgemein und programmartig ausführte, will ich an einem Einzelbeispiel nunmehr erläutern und genau aufzeigen, wo das Können des Literarhistorikers endet und jenes des Psychographen beginnt. Ich wähle als Exempel Hebbels »Judith«.

Hören wir vorerst, was die Biographen zu melden wissen. Eduard Kulke vernahm über die Entstehung des Dramas aus des Dichters eigenem Munde folgendes**: »Ich hatte nicht die mindeste Absicht, ein Drama zu schreiben oder auch nur zu der schönen Literatur in eine nähere Beziehung zu treten. Ich wollte mich der juristischen Laufbahn widmen. Eines Tages war ich bei Ludmilla Assing zu Besuch und die Unterhaltung betraf die neueste dramatische Literatur. Ich äußerte mich über sämtliche Erscheinungen derselben sehr herb und streng. Die Unterhaltung lenkte sich auf Gutzkow und dessen Werke, vorzüglich auf dessen ‚König Saul'. Ich bezweifelte sehr und betonte diesen Zweifel, ob unsere Zeit überhaupt fähig sei, einen großen Dramatiker hervorzubringen; im biblischen Drama, meinte ich, lasse sich gewiß schon gar nichts

* Vgl. das Kapitel über des Dichters Paralyse (S. 79—95) in meiner Studie »Aus dem Liebesleben Nikolaus Lenaus«, 6. Heft der Schriften zur angewandten Seelenkunde, herausgegeben von Prof. Freud, Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1909. Hier ist das Hauptgewicht nicht auf die typischen Ausfallssymptome der Paralyse gelegt, die durch den organischen Hirnschwund bedingt sind, sondern auf die Deutung der psychischen Äußerungen und deren Zurückführung in die Kindheit.

** »Erinnerungen an Friedrich Hebbel«, Wien, 1878, Verlag von Karl Konegen.

anfangen. Darüber geriet Ludmilla in Entrüstung und ich sagte: Ich bilde mir nicht im entferntesten ein, ein dramatischer Dichter zu sein, aber so ein ‚Saul' müßte sich doch wohl leicht überbieten lassen. ‚Ich nehme Sie beim Wort!' sagte Ludmilla heftig, worauf ich ruhig erwiderte: ‚Sie bringen mich hiedurch nicht im geringsten in Verlegenheit.' Ich hatte ein Gemälde, welches die Judith mit dem Haupt des Holofernes darstellte, nicht lange vorher gesehen. Es hatte in mir einen so mächtigen Eindruck hinterlassen, daß ich gar keinen Stoff zu suchen brauchte, weil sich mir der Stoff der ‚Judith' so von selbst aufgedrängt. Über Nacht war der fünfte Akt fertig, die entscheidende Katastrophe. Hierauf ging ich mit einem Freunde spazieren und rezitierte auf dem Wege einzelne Stellen aus dem fünften Akt. Mein Freund war darüber erstaunt und ich erzählte ihm das Vorgefallene. Er und mehrere andere, die den fünften Akt kennen lernten, drangen in mich, das Drama ganz zu komponiren und aufzuschreiben. In vierzehn Tagen war die ‚Judith' fertig.«

In diesem Bericht fällt zweierlei auf: Zunächst daß ein Bild auf den sonst keineswegs so kunstsinnigen Hebbel einen derart mächtigen Eindruck machte, daß sich ihm das Thema als Stoff für ein Trauerspiel von selber aufdrängte; sodann daß der fünfte Akt zuerst fertig wurde, die Katastrophe also, Liebesnacht und Rache des entehrten Weibes, ihm die Hauptsache war. Wir wollen uns beides vorläufig merken, gleich hier aber festlegen, daß eine tiefergrabende Erklärung von keinem Biographen irgend gegeben oder auch nur versucht wurde.

Nur in einem Punkte, Judiths doch gar zu rätselhafter Brautnacht, suchte man etwas weiter zu schürfen, indem man den Dichter selber befragte. Die Antwort lautete nach Eduard Kulke: »Judith soll Holofernes töten. Damit sie dies imstande sei, muß sie sich ihm ergeben; darin liegt ihr Opfer. Ein Weib, das solch ein Opfer bringen soll, ist im Drama schlechterdings nur möglich, wenn sie weder Jungfrau, noch eigentlich Weib ist. Ist sie wirklich Weib, so kennt sie die Größe des Opfers und es widerstrebt ihrem innersten Gefühl, sie kann sich nicht entschließen; ist sie Jungfrau, kann ihr der Gedanke, dieses Opfer zu bringen, gar nicht in den Sinn kommen, dies verhindert die Naivetät der Jungfräulichkeit. Die biblische Judith ist also im Drama schlechterdings unmöglich. Die Judith, welche die Tat vollführen soll, darf keine Jungfrau sein und muß es doch sein. Das ist nur dann möglich, wenn sie verheiratet ist, aber von ihrem Manne nicht berührt wurde. Einer solchen Jungfrau kann der Einfall kommen und doch kennt sie, weil sie eben noch Jungfrau ist, die Größe des Opfers nicht, zu dem sie sich entschließt. Es handelt sich also darum, in der Brautnacht etwas zu setzen, das Manasse zurückhält, sich ihr zu nähern. Was dies etwa sei — und hier liegt das Geheimnis — das ist ganz gleichgiltig. Supponiere sich jeder, was ihm beliebt, sei es ein Gesicht, ein Ge-

spenst oder was immer, darum handelt es sich gar nicht, es handelt sich nur um die Konsequenz dieser Erscheinung. Die dramatische Motivierung ihrer nachherigen Heldentat bedingt eine vorausgegangene ehelose Ehe.«

Was Hebbel da einleitend über die Notwendigkeit sagt, die Judith zur jungfräulichen Witwe zu machen, hat er im Tagebuch, dann ferner in einem Brief an die Crelinger nochmals umschrieben. Der Sinn, ja stellenweise der Wortlaut, ist immer der gleiche. Trotzdem wird manchen das Gewicht der vorgebrachten Gründe nicht genügend dünken, ja vielleicht sogar eine Ahnung beschleichen, daß da weit mehr verborgen sein müsse, als der Dichter selber Wort haben mochte. Ganz besonders jedoch ist der Schluß der oben zitierten Äußerung Hebbels ausweichend. »Es sei ganz gleichgiltig, was Manasse zurückhalte, supponiere sich jeder, was ihm beliebe«, ist doch keine Erklärung, sondern eine Abweisung, die durchsichtig besagt, daß dem Dichter das Forschen in jener Region zu unangenehm sei. Umsomehr besteht ein Grund, zu vermuten, daß da vielleicht der Kern des Problems zu finden sein müsse, den Hebbel selber zwar unbewußt kannte, sich aber klar und bewußt zu machen, gar weislich hütete.

Was ich sonst bei Biographen und Kunstrichtern über die »Judith« finde, ist von Kleinigkeiten abgesehen, ausschließlich nur ästhetische Betrachtung, doch ohne Versuch einer tieferen Deutung. Denn über die Worte des Dichters geht keiner hinaus, die Lösung jener, wie anderer Rätsel unternahm kein Einziger. Und doch tritt gleich in jenem Erstling die spezifische Eigenheit Hebbels hervor, sexuelle Begriffe mit ganz besonders geknüpften Voraussetzungen in den Mittelpunkt so vieler Handlungen zu stellen. Dies ist ein Moment von so entscheidender Wichtigkeit, daß ich es hier vorwegnehmen will. Schon Laube, der unseres Dichters Schaffen mit Augen des Neides und Hasses verfolgte, vermeinte bald nach dem ersten Zusammentreffen in Wien: »Wenn Sie bei der Wahl Ihrer Stoffe nicht immer erst zwei Drittel Ihrer Kraft aufbieten müßten, um dem Publikum den Gegenstand appetitlich zu machen, so würden Sie mich, Gutzkow und uns alle so darniederwerfen, daß wir nicht wieder aufstehen könnten.« Und Hebbel bemerkte dazu im Tagebuch: »Diese Äußerung blieb mir buchstäblich im Gedächtnis, weil ich etwas Wahres darin fand.« Es ist eine tief zu beklagende Tatsache, daß Hebbel nie eigentlich populär geworden, trotz aller grandiosen Leistungen. Ja, er blieb nicht einmal lange auf irgend einer Bühne heimisch. Wohl hatte so manche seiner gewaltigen Schöpfungen starken Erfolg, doch wurde kein einziges Repertoirestück, das sich wie andere klassische Werke auf die Dauer behauptete. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist hauptsächlich in der verzwickten erotischen Prämisse zu suchen, die Hebbels Dramen fast sämtlich auszeichnet. Bis man mit seiner sexuellen Rabulistik fertig geworden, ist die halbe Teilnahme aufgezehrt. Am treffendsten

sprach dies Grillparzer aus nach einer Vorlesung von »Gyges und sein Ring«: »Wie ist das filtriert! Wie ist das filtriert!«

Wieso aber kam denn unser Poet zu solcher Besonderheit, warum muß er immer auf geschraubten sexuellen Stelzen stehen, obwohl er im Leben weder ausschweifend war, noch irgend pervers? Nach dem Zeugnisse Bambergs vermochte Hebbel nicht anders zu schaffen, als in Abhängigkeit von seinen Erlebnissen. Dies habe geradezu »Hebbels innerstes Wesen« ausgemacht, weshalb z. B. der »Moloch« niemals fertig geworden. Waren nun jene geschlechtlichen Prämissen nicht wirklich erlebt, wo war dann der Dichter eigentlich mit ihnen zusammengestoßen? Wiederum kann ich mich auf das Zeugnis eines Mannes berufen, der Hebbel jahrelang nahestand und dem er sich wie keinem zweiten enthüllte. Die Motive, warum sich der letztere seine poetischen Vorwürfe aus dem sexuellen Gebiete hole, meint Emil Kuh, seien nicht so versteckt, wie man gewöhnlich glaube. Sie stammten aus dem Kontraste seines gewaltigen Lebensgefühles zu den frühzeitigen Demütigungen und den fortgesetzten Entbehrungen. Die Phantasie des Darbenden spiegle sich gerne die Genüsse der Erde vor. Den köstlichsten Trank jedoch am Gastmahl des Lebens kredenze die Liebe. »Das Naturrätsel der Liebe beschäftigte seine Phantasie wie sein Denken und vermöge des Dranges, überall den letzten Gründen nachzuspüren, verweilt er halb neugierig, halb trübsinnig bei den psychologischen Wurzeln dieser Leidenschaft.«

Halten wir also zweierlei fest: Das Schaffen Hebbels braucht ein Erlebnis, dies aber war, im Geschlechtlichen mindestens, einzig nur innerlich, bloß in der Einbildungskraft geschehen. Beides reicht freilich zur Erklärung nicht aus. Denn gehungert hat mehr als ein deutscher Poet, der sich in Träumen und Phantasien dann schadlos hielt. Kein anderer jedoch außer Friedrich Hebbel hat darum geschraubte sexuelle Voraussetzungen für unumgänglich nötig erachtet. Dem muß wohl noch mehr zugrunde liegen, als seine Lebensbeschreiber vermelden. Will man da erschöpfende Aufklärung erhalten, so muß man eine andere Schmiede aufsuchen. Nun lehrte die moderne Seelenkunde, welche die Resultate der psychoanalytischen Forschung verwendet, daß solche lebenslange Wirkung nur zweierlei Gründe haben kann, neben welchen jene der Biographen sehr gut bestehen: es muß sich um sexuelle Eindrücke in äußerst früher Kindheit handeln, die, wenn wir die Lebensbeschreiber heranziehen, bloß der Phantasie des Knaben entsprangen. Nur solche frühe Eindrücke vermögen ein Leben lang fortzubestehen und alle Rätsel des Dichterschaffens zu erklären.

Hier wären zwei Einwände zu erledigen: vorerst man dürfe Erfahrungen, die an Neurotikern gewonnen wurden, nicht auf gesunde Poeten übertragen. Zum zweiten, daß in jener supponierten, zartesten Kindheit Sexuelles doch höchstens bei Kranken vorkomme. Beides läßt sich bei Hebbel mit Leichtigkeit widerlegen. Zunächst

war Hebbel keineswegs so gesund, als er dem Laien erscheinen möchte. Abgesehen von seinen Belastungssymptomen, auf welche ich hier nicht eingehen will, ist uns aus seiner Kindheit manches berichtet, was berechtigte Zweifel auszulösen geeignet ist. Einiges sei hier angeführt. Der Knabe schon hatte einen Hang zum Grübeln, der eigentlich das ganze Leben fortwährte. Als er eines Morgens die Auferstehung sah, traf nach Emil Kuh »der Gesang ihn tief. Aus der biblischen Vorstellung von der Auferstehung des Herrn löste sich, neue, überschwängliche Bilder gebärend, die Vorstellung von der Auferstehung aller Menschenkinder heraus. Das jüngste Gericht in seiner Furchtbarkeit und Unbegreiflichkeit nahm vor seinen Augen plastische Formen an; insbesondere war das Ineinandergewachsensein der Leiber ein Bild, das ihm lange keine Ruhe ließ. ‚Wo aber,‘ frug er sich, ‚ist in dem Tale Josaphat Raum für alle die Auferstandenen, wo Raum allein für Barbarossa und dessen Heere?‘ Diese Fragen schlugen in Zweifel um, die ihn umso stärker peinigten, als sie den Phantasieglauben, der sie doch erzeugt hatte, nicht im mindesten erschütterten, vielmehr umarmten und umrankten wie ein Schlinggewächs den unbeugsamen Stamm.« Noch zudringlicher verfolgte ihn die Vorstellung des Nichts, das er mit krampfhafter Anstrengung sich denkbar zu machen suchte. Auf einem der Notitzblätter, welche zerstreute biographische Einzelzüge enthalten, finden sich unter dem Schlagworte: Das Nichts die Worte geschrieben: »Qualen meiner Jugend«. Schon hier erkennt ein jeder Fachmann das Bild der infantilen Zwangsneurose mit ihrer Zweifel- und Grübelsucht. Doch läßt sich diese durch Hebbels ganzes Leben und Schaffen deutlich verfolgen, nur daß ein Gott ihm gab, zu sagen, was er litt, und dadurch vor den schwersten Folgen bewahrte. Allzeit hatte er den Rechtfertigungstrieb und nicht bloß das Streben, sich selbst zu belauern, sondern auch vor den andern auseinanderzusetzen, wie fast alle seiner dramatischen Gestalten. Unter seinen autobiographischen Notizen steht das Bekenntnis: »Ich hatte immer den Trieb, den Menschen begreiflich zu machen, warum ich in meinem Verhältnis zu ihnen so und nicht anders handelte.« Und Kuh ergänzte: »Hebbel war einer der Menschen, die allzeit vor Gericht, vor ihrem inneren Gericht gestanden haben und nur spärlich von diesem unheimlichsten und gefährlichsten aller Verhöre durch das äußere Leben abgelenkt wurden«.

Die moderne Psychoneurologie hat nun aufgedeckt, daß solche Zwangsgedanken regelmäßig auf erotische Dinge einer allerfrühesten Kindheit zurückgehen, daß das Grübeln konstant ein Grübeln über sexuelle Dinge ist, der Zwang, sich vor allen rechtfertigen zu müssen, sich sehr wohl begreift, wenn man ihn auf kindlich-sexuelle Wünsche und Phantasien bezieht.

Damit stimmt recht gut, was Hebbel in der autobiographischen Skizze »Meine Kindheit« berichtet. Als er in seinem vierten Jahre

in die Klippschule gebracht worden und endlich aufzuschauen wagte, da fiel sein erster Blick auf ein schlankes, blasses Mädchen, Emilie Voß. »Ein leidenschaftliches Zittern überflog mich, das Blut drang mir zum Herzen, aber auch eine Regung von Scham mischte sich gleich in mein erstes Empfinden, und ich schlug die Augen so rasch wieder zu Boden, als ob ich einen Frevel damit begangen hätte. Seit dieser Stunde kam Emilie mir nicht mehr aus dem Sinn, die vorher so gefürchtete Schule wurde mein Lieblingsaufenthalt, weil ich sie nur dort sehen konnte, die Sonn- und Feiertage, die mich von ihr trennten, waren mir so verhaßt, als sie mir sonst erwünscht gewesen sein würden, ich fühlte mich ordentlich unglücklich, wenn sie einmal ausblieb. Sie schwebte mir vor, wo ich ging und stand, und ich wurde nicht müde, still für mich hin ihren Namen auszusprechen, wenn ich mich allein befand... Diese Neigung dauerte bis in mein 18. Jahr.«

Wie man sieht, unterschied sich diese Verliebtheit des im vierten Lebensjahr stehenden Knaben in gar nichts von den Gefühlen des Erwachsenen. Ja, mich dünkt, es bestand sogar ein gewisses sexuelles Begehren von freilich infantiler Art, für welches ich wenigstens die sofortige Schamregung ansprechen möchte, die den Knaben beim ersten Anblick befiel. Bestätigt wird dies durch gleichzeitig schwere Angstzustände, die, wie wir durch Freuds Entdeckungen wissen, ganz sicher mit sexuellem Verlangen und dessen Unterdrückung zusammenhängen.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen. Wir finden bei Hebbel ganz sicher schon im vierten Lebensjahre ein ungemein lebhaftes Liebesleben, das fraglos auf eine konstitutionell verstärkte Erotik hinweist, und erschließen weiters aus den gleichzeitigen schweren Angstzuständen sowie aus verschiedenen Zwangsideen in der späteren Knabenzeit auf unterdrückte libidinöse Regungen.

Gehen wir nun nochmals auf jene infantile Zwangsneurose ein. Was hatte der Dichter denn angestellt, daß er sich zeitlebens rechtfertigen mußte und die angeblich letzten Motive seines Handelns und Ichtriebes auseinandersetzen? Vielleicht gibt uns jene frühe Auferstehungsneurose, die zwischen des Dichters 6. und 10. Lebensjahr fällt — eine präzisere Zeitbestimmung ist nicht überliefert — den nötigen Schlüssel. Was den Knaben ganz besonders quälte, ihm lange Zeit keine Ruhe ließ, war »das Ineinandergewachsensein der Leiber«. Sehen wir von der Christenlehre ab und fragen wir uns, wo findet denn ein solches Ineinanderwachsen der Leiber tatsächlich statt, so gibt es dafür nur eine Antwort: beim Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Weib. Die ausnehmend tiefe Nachwirkung läßt dann die Vermutung gerechtfertigt erscheinen, daß der Knabe, oder richtiger das Kind, vor dem man noch gar nicht sich genieren zu müssen für notwendig hält, weil es vom Geschlechtlichen nichts versteht, den Verkehr der Eltern belauscht haben wird. Nimmt man die überaus ärmlichen Verhältnisse in Hebbels Vaterhaus, den ge-

ringen Stand und die mangelhafte Erziehung dazu, so wird meine Vermutung umso wahrscheinlicher, als ja der Glaube an die sexuelle Unschuld des Kindes noch selbst zur Stunde und in guten Häusern gang und gäbe und die Quelle vieler Neurosen ist.

Wie reagiert nun ein kleines Kind auf solche ganz frühe Sexualerlebnisse? Aus den Analysen unserer Neurotiker, aber auch der Angstzustände von Kindern* wissen wir bestimmt, daß diese, wenn sie auch keineswegs schon alles begreifen, doch gleichwohl ein recht weitgehendes Verständnis für die unzweifelhaft geschlechtliche Natur der halb erlauschten, halb erschlossenen Ehe-Intimitäten besitzen. In ihnen regt sich dann leicht das Verlangen, auch dabei zu sein, jenes Reizvoll-Sinnliche mitansehen zu können, ja, wie ich aus Psychoanalysen weiß, sogar der Wunsch, vom Vater selber hiebei herangezogen zu werden. Als Hebbel in sehr viel späteren Jahren bei Herodot von Kandaules liest, der dem Antrieb nicht widerstehen konnte, sein verborgenes Schönheitsgut vor fremden Augen zu enthüllen, seinen Liebling Gyges die hüllenlose Gattin schauen zu lassen, da packt ihn der Stoff auf der Stelle so mächtig, daß alle dramatischen Grundlinien gleich feststehen, wobei er nur noch aus anderen Kinderphantasien den unsichtbar machenden Ring hinzutut. Wie hat er nur einmal zu Kulke geäußert: »Die Erfindung hängt nicht vom Dichter ab und darum auch nicht die Wahl seiner Stoffe. Sie kommt wie ein Blitz, und dieser kommt und trifft ungerufen«. Wir dürfen hinzufügen, was bei Hebbel besonders deutlich hervortritt, sie kommt wie ein Blitz, weil er diese Stoffe schon längst in Kinder- und Pubertätsphantasien ganz ausgesponnen oder mindestens ähnlich behandelt hatte. Drum konnte er vom »Gyges« an Uechtritz schreiben: »Ich war mir sonst bei meinen Arbeiten immer eines gewissen Ideenhintergrundes bewußt. Daran mangelt es diesmal ganz, mich reizte nur die Anekdote, die, nur etwas modifiziert, außerordentlich für die tragische Form geeignet erschien, und nun das Stück fertig ist, steigt plötzlich zu meiner eigenen Überraschung, wie eine Insel aus dem Ozean, die Idee der Sitte als die alles bedingende und bindende daraus hervor.« Die Idee der Sitte, der arg verletzten und Sühne heischenden Sittlichkeit aber führt zurück zu dem bei Hebbel nach Kuh so erhöhten Schuldgefühl. War doch sein ganzes Dichten und Schaffen ein unablässiger Rechtfertigungsversuch, bei dem die Idee der Sittlichkeit, vielleicht nur die notgedrungene des Kindes, zum Schlusse ihre Triumphe feiert.

Doch jene erlauschten Intimitäten des elterlichen Ehelebens übten offenbar noch tiefere Wirkung, die wir freilich bloß aus den Dramenthemen erschließen können und etwa nach der Analogie und den Resultaten unserer Psychoanalysen. Aus den letzteren wissen wir, daß Knaben, die solches einmal oder gar wiederholt erlebten, teils

* Vgl. hiezu Freuds »Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben«, Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, erster Band, erste Hälfte 1909.

auf der Stelle, teils noch mehr in den Jahren der Reife mit allerlei Phantasien reagieren. Nicht bloß, daß sie, wie ich vorhin ausführte, dabei sein wollen, sie gehen noch weiter und setzen sich direkt an Stelle des Vaters. Sie träumen davon, den Ehemann bei der Mutter zu spielen, nachdem der Vater vorher entfernt worden.

Das sieht nun für den Laien, dem solche Probleme nie aufgegangen, völlig absurd aus. Und doch genügt schon die Alltagsbeobachtung, noch mehr dann die Analyse von Träumen und mancher Dramen der Weltliteratur, um jene »absurde« Kinderphantasien als einfach typisch zu erkennen. Ein Kollege erzählt mir folgendes Gespräch mit seinem eigenen fünfjährigen Töchterchen. Sie beginnt: »Ich will heiraten.« — »Wen denn?« — »Dich, Papa!« — »Ich habe ja schon eine Frau.« — »Dann hast du halt zwei Frauen.« — »Das geht nicht.« — »Also gut, dann wähle ich mir einen Mann, der so lieb ist wie du.« Hier schaut man ganz deutlich die Verliebtheit des Kindes, die sich in dem Wunsch einer Heirat ausspricht und gar keine Rücksicht auf die entgegenstehenden Rechte der Mutter nimmt. Noch belehrender sind die Beispiele Freuds in seiner »Traumdeutung«. »Ein achtjähriges Mädchen meiner Bekanntschaft benützte die Gelegenheit, wenn die Mutter vom Tisch abberufen wird, um sich als Nachfolgerin zu proklamieren. ‚Jetzt will ich die Mama sein, Karl, willst du noch Gemüse? Nimm doch, ich bitte dich, usw.' Ein besonders begabtes und lebhaftes Mädchen von nicht vier Jahren äußert direkt: ‚Jetzt kann das Muatterl einmal fortgehen, dann muß das Vaterl mich heiraten und ich will seine Frau sein.' Im Kinderleben schließt dieser Wunsch durchaus nicht aus, daß das Kind auch seine Mutter zärtlich liebt. Wenn der kleine Knabe neben der Mutter schlafen darf, sobald der Vater verreist ist, und nach dessen Rückkehr ins Kinderzimmer zurück muß zu einer Person, die ihm weit weniger gefällt, so mag sich leicht der Wunsch bei ihm gestalten, daß der Vater immer abwesend sein möge, damit er seinen Platz bei der lieben, schönen Mama behalten kann, und ein Mittel zur Erreichung dieses Wunsches ist es offenbar, wenn der Vater tot ist. Denn das eine hat ihm die Erfahrung gelehrt: Tote Leute, wie der Großpapa z. B., sind immer abwesend, kommen nie wieder.«

So sehr es dem Mehrheitsempfinden widerspricht, so ist der Gedanke, die Mutter zu freien, Eifersucht auf den Vater und in weiterer Folge Mordideen gegen diesen wirklich alltäglich und keinem von uns im Grunde ganz fremd, zumindest im Traum, der zensurfreier ist. Nur ward jener ganze Ideenkomplex sorgfältig unterdrückt, in den Hades des Unbewußten geschleudert und, weil verpönt, auch mit Entsetzen und Abscheu belegt. Die Griechen jedoch, die in natürlichen Dingen weit menschlicher dachten als das sexualunfrohe Urchristentum, erfanden für die menschlichen Ur-Instinkte die Sage vom Oedipus, der den Vater erschlägt und, sich an seine Stelle setzend, die Mutter heiratet. Sophokles »König Oedipus« wirkt heute

noch so stark wie bei den zeitgenössischen Griechen, weil eine Stimme in unserem Inneren die zwingende Gewalt just seines Schicksals anerkennt im Gegensatz zu späteren Schicksalstragödien. Und zwar ergreift uns, wie Freud in seiner »Traumdeutung« ausführt, sein Schicksal nur darum so unwiderstehlich, weil's auch das unsere hätte werden können. »Uns allen vielleicht war es beschieden, die erste sexuelle Regung auf die Mutter, den ersten Haß und gewalttätigen Wunsch gegen den Vater zu richten; unsere Träume überzeugen uns davon. König Oedipus, der seinen Vater Laios erschlagen und seine Mutter Jokaste geheiratet hat, ist nur die Wunscherfüllung unserer Kindheit. Aber glücklicher als er, ist es uns seitdem, insofern wir nicht Psychoneurotiker geworden sind, gelungen, unsere sexuellen Regungen von unserer Mutter abzulösen, unsere Eifersucht gegen unsere Väter zu vergessen. Doch der Traum, mit der Mutter sexuell zu verkehren, wird ebenso wie damals auch heute vielen Menschen zuteil, die ihn empört und verwundert erzählen.« Jahrhunderte nach »König Oedipus« schuf ein Seelenkünder wie William Shakespeare im »Hamlet« ein ähnliches, unsterbliches Menschheitsproblem, das Genießer und Deuter stets wieder zu neuer, doch bisher vergeblicher Erklärung reizte. Vergeblich darum, weil man das Menschlichste nicht sehen mochte, die in dem Innern eines jeden Mannes schlummernde Verliebtheit in die eigene Mutter. »Hamlet kann alles,« erklärt uns Freud, »nur nicht die Rache an dem Manne vollziehen, der seinen Vater beseitigt und bei seiner Mutter dessen Stelle eingenommen hat, an dem Manne, der ihm die Realisierung seiner verdrängten Kinderwünsche zeigt. Der Abscheu, der ihn zur Rache drängen sollte, ersetzt sich so bei ihm durch Selbstvorwürfe, durch Gewissensskrupel, die ihm vorhalten, daß er, wörtlich verstanden, selbst nicht besser sei, als der von ihm zu strafende Sünder. Ich habe dabei ins Bewußte übersetzt, was in der Seele des Helden unbewußt bleiben muß.«

Kehren wir nunmehr zu unserem Ausgangspunkt, der »Judith« zurück, so werden zwei Rätsel jetzt völlig durchsichtig. Manasse schreckt in der Hochzeitsnacht vor seinem verlangenden Weib zurück, wofür der Dichter statt einer Erklärung nur die Ausflucht gibt: »Denke sich jeder, was er will, ein Gesicht, ein Gespenst oder was immer*.« Des Mannes Verhalten ist nun eine Form der seelischen Impotenz, die dem Nervenarzt sehr geläufig ist. Durch Psychoanalyse läßt sich stets wieder der Beweis erbringen, daß jenes Gesicht oder jenes Gespenst, um mit Hebbel zu reden, nichts anderes darstellt, als die eigene Mutter, auf welche die Inzestphantasien des Knaben wie des späteren Ehemannes zurückgehen. Manasse kann sein Weib nicht berühren, weil das Gespenst der noch immer geliebten Mutter vor ihm auftaucht, und daß Hebbel

* Nestroy hat dies trefflich travestiert:
»Ein ewiges Dunkel bleibt 's und niemand waß es,
Das eigentliche Bewandtnis mit 'n Manasses.«

just diesen Umstand benutzt und einer Aufklärung entschieden ausweicht, scheint dafür zu sprechen, daß er selber als Kind das Verlangen nährte, der Vater soll seine eigene Frau nie angerührt haben. Muß die Mutter schon das Weib des verhaßten Vaters werden, dann sei sie wenigstens Jungfrau geblieben, wie die Ehegattin des Manasse*, und Jungfrau natürlich für den eigenen Sohn, der nicht verträgt, daß die Mutter schon früher einen Mann erkannt hat. Was der Dichter als Motivierung vorbringt, warum er Judith zur jungfräulichen Witwe machen mußte, ist nur posthume, wenn auch äußerst geschickte Rationalisierung einer Kinderphantasie, die den beleidigenden Verkehr der Eltern einfach aus der Welt schafft. Wenn in der Hypnose einem Medium aufgetragen wird, hinterher im Zimmer den Schirm aufzuspannen, und dieser Befehl dann zur Ausführung kommt, so weiß die Versuchsperson für ihr seltsames Tun stets eine plausible Erklärung zu geben. Und doch wird keiner der Anwesenden zweifeln, daß sie ausschließlich eine posthypnotische Suggestion erfüllte, die sie nur nachträglich geschickt erklärt. Ganz ebenso geht auch der Dichter vor, macht seine Judith zur unberührten Witwe, die in eheloser Ehe lebte, weil der Knabe Hebbel für seine Phantasie eine Jungfrau braucht, gibt aber hinterdrein eine sehr scharfsinnige Motivierung an, in der er lediglich den Gesetzen der Psychologie gefolgt sein will.

Der jungfräulichen Mutter Hebbels widersprach nur leider die böse Wirklichkeit. Kam doch zwei Jahre nach unserem Dichter ein Brüderchen auf die Welt. Wie fand sich Hebbel dichterisch mit dieser Tatsache ab? Da gibt sich Judith Holofernes zwar hin als Gottes Werkzeug, um die sonst verlorene Vaterstadt zu retten, nimmt aber sogleich auch Rache dafür, indem sie den Entehrer mit dem Schwert enthauptet. Nachträglich packt sie aber das Grauen, sie könne dem Holofernes einen Sohn gebären. Noch mehr, die Phantasie vom entehrten und sich rächenden Weibe muß ein Hauptproblem in des Knaben Seele gebildet haben, das er immer wieder im Kopfe wälzte und in allen Einzelheiten ausführte. Drum wirkte das Bild der Judith mit dem Haupt des Feindes so mächtig auf ihn, drum war das Drama in seinen Grundlinien alsbald fertig, drum endlich packte ihn vor allem andern und kam auch zunächst zur dramatischen Ausführung die Katastrophe, während das übrige erst später und mählig hinzugedichtet ward.

Immer wieder reizt das entwürdigte Weib den Dichter zur Tragödie. Bald, wie in der »Judith«, hat sie der Mann zur Sache herabgedrückt, was Todesstrafe heischt, bald wird eine Königin, das typische Traum- und Märchensymbol für die eigene Mutter, von ihrem Gatten so tief verletzt, daß sie Rache nehmen muß, ob sie jetzt Rhodope, Mariamne oder Brunhild heißt. Auch das direkte

* Das stimmt nicht bloß mit den Resultaten der Analysen überein, sondern auch mit den Mythen von der unbefleckten Empfängnis, die in ähnlicher Weise auch viele Völker und Kulte sich schufen.

Gegenstück, der ewig nagende Zweifel des Knaben, ob die Mutter ihm auch Treue gehalten, hat später im Drama Erlösung gefunden in Siegfried, Genoveva, Herodes und Leonhard. Wenn die Kunstkritiker mit Recht beanstanden, daß Herodes sein Weib nicht weniger als zwei Mal unter das Schwert stellt, so ist das nicht ästhetisch zu entschuldigen, wohl aber begreiflich aus den Phantasien des zum Dichter bestimmten Knaben heraus.

Ich habe vorstehend nur einiges wenige zur Erklärung der »Judith« anführen können. Um allen Beziehungen in extenso nachzugehen, gebricht es am Raume. Nur zu einem Punkte will ich noch eine Ergänzung geben. In einer Travestie hat Johann Nestroy, der kaum minder infernalische Satire besaß, als ein tiefbohrendes psychologisches Wissen, nicht bloß die Judith trefflich persifliert (Bin Witwe aus einem sehr guten Haus, Und kenn' mich vor Unschuld gar nicht aus), sondern fast noch trefflicher den assyrischen Feldherrn. Es ist weit mehr als ein bloßer Witz, wenn Holofernes den Gesandten an den Kopf wirft: »Ich bin ein großartiger Kerl«, ein andermal wieder peroriert: »Ich hab die Spiegeln abg'schafft, weil sie die Frechheit haben, mein Gesicht, was einzig in seiner Art is, zu verdoppeln«, oder endlich monologisiert: »Ich bin der Glanzpunkt der Natur, noch hab ich keine Schlacht verloren, ich bin die Jungfrau unter den Feldherrn. Ich möcht' mich einmal mit mir selbst zusammenhetzen, um zu sehen, wer der Stärkere is, ich oder ich!« Auch daß er aus den nichtigsten Vorwänden einen seiner Hauptleute nach dem andern durchsticht, um sich schließlich an seinen Kämmerer zu wenden: »Schafft's m'r die Leichen weg! Nur ka Schlamperei nöt!«, oder endlich die Meinung, er sei ein Judenfresser, mit den Worten zurückweist: »Es ist nicht so arg, ich hab nur die Gewohnheit, alles zu vernichten«, all das führt tief in die Motivierung des Sadismus hinein, nicht bloß bei Holofernes. Lange vor Kuh durchschaute der geniale Satiriker Nestroy, wie sehr sich Hebbel in seinem Erstlingsdrama selber konterfeite mit seinen persönlichen Eigentümlichkeiten und dem ganzen Kraftüberschuß der Jugend*.

Aus dieser Überempfindung heraus nimmt er den Kampf mit dem Vater auf. Wie sagt nur Hebbel-Holofernes von Judith: »In ihrem Herzen wohnt niemand als ihr Gott. Den will ich jetzt vertreiben!« Fühlt er in seinem maßlos gesteigerten Ich-Gefühl sich doch stark genug dazu: »Kraft! Kraft! Das ist's. Er komme, der sich mir entgegenstellt, der mich niederwirft. Ich sehne mich nach ihm! Es ist öde, nichts ehren zu können, als sich selbst.« Und als

* Das ist kein Widerspruch zu meiner früheren Behauptung, Judith, die den Holofernes enthauptete, sei die Mutter, die sich für die Erniedrigung durch den Vater rächt. Holofernes hat eben Züge von beiden. Er ist einerseits der böse Vater, dem die Frau nur eine Sache ist und ein Gefäß der Lust, wofür er die Strafe des Todes erleidet, anderseits wieder der Dichter selbst und als solcher der einzige Mann seiner Zeit, der würdig erscheint eines solchen Weibes.

Judith zitternd einwirft: »Und wenn der Himmel seinen Blitz nach dir wirft, um dich zu zerschmettern?« erhält sie nur zur Antwort: »Dann reck' ich die Hand aus, als ob ich selbst es ihm geböte und der Todesstrahl umkleidet mich mit düst'rer Majestät.« Im Innersten erschüttert, muß Judith bekennen: »Meine Empfindungen und Gedanken fliegen durcheinander wie dürre Blätter. Mensch, entsetzlicher, du drängst dich zwischen mich und meinen Gott! Ich muß beten in diesem Augenblick und kann's nicht!« Da spielt der Dichter seinen letzten Trumpf aus: »Stürz hin und bete mich an!«

Der Kampf gegen den Vater und die Todeswünsche wider den glücklicheren Nebenbuhler sind auch biographisch gut zu belegen. So fleht der 14jährige Hebbel, als sein Vater im Sterben liegt, krampfhaft zu Gott, er möge jenem nur noch acht Tage schenken. Sogleich erholt sich der verloren Geglaubte und stirbt auch wirklich erst acht Tage später, so daß dem Sohne sein Gebet eine mystische Wirkung gehabt zu haben schien. Von den Neurosen her wissen wir, was dieses krampfhafte Flehn um Verlängerung des Lebens zu bedeuten hat. Es ist die Sühne für den früher oft wiederholten Wunsch, der Vater solle sterben, wie ja auch der Glaube an Ahnungen und allerlei mystische Kräfte typisch dem Psychoneurotiker zukommt. Ganz ebenso ist auch die übermächtige Reaktion zu erklären, als Hebbel von einem Attentat auf den König von Preußen erfuhr. Da schrieb er an den Großherzog von Weimar: »Das furchtbare Ereignis hat mir acht Tage lang keine Ruhe gelassen; Erdbeben, Überschwemmungen, feuerspeiende Berge sind in meinen Augen nichts gegen solche Eruptionen des menschlichen Gehirns, die doch, da sie mit der Vernunft absolut nichts zu tun haben, unbeschadet der Zurechnungsfähigkeit mit ihnen zusammenhängen müssen, und ich gelange nicht eher zum Frieden mit mir selbst, ja mit der Menschennatur überhaupt, als bis ich sie mir auf irgendeine Weise moralisch auflösen kann.« Und an Dingelstedt ähnlich: »Mich hat selten etwas mit solchem Ekel erfüllt!« Woher dies Übermaß von Abscheu, noch dazu für eine Tat an einem fremden Herrscher? Dies wird nur verständlich, wenn wir uns erinnern, daß der Landesvater ganz regelmäßig beim Neurotiker wie Gesunden Vertreter des eigenen Vaters wird und der Mordversuch am König einen alten Kindheitsgedanken Hebbels selber realisiert hatte. Je schärfer er seine bösen Regungen wider den Vater später unterdrückte, desto heftiger wurde die Reaktion, der Abscheu und Ekel vor dem Attentäter, der solche Phantasien zur Wirklichkeit machte.

Ich glaube vorstehend aufgezeigt zu haben, wie ich mir eine Befruchtung der Literaturkritik und der Lebensbeschreibung durch die Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung denke. Mich dünkt, einem jeden, den nicht eigene Komplexe von allem Geschlechtlichen fernhalten, wird klar geworden sein, welch eine Fülle von neuen Erkenntnissen und neuem Verständnis die Methoden der modernen Nervenheilkunde da zu bieten haben.

MÄRCHENSYMBOLIK.

Von HERBERT SILBERER.

Wir alle insgesamt sind Glückssucher. Wir alle strengen täglich, stündlich — jeglicher nach seiner Fasson — unsere Kräfte an, um das, was uns begehrenswert erscheint, zu gewinnen. Und wenn uns die harte Wirklichkeit des Lebens nicht bietet, was wir ersehnen, so flüchten wir uns gern zum Trost in ein Wunderland, welches unseren Wünschen Erfüllung verheißt und gewährt: ins Reich der Träume und Märchen. Dem Kinde ist dieses Land freilich am leichtesten zugänglich. Auch dem Kinde im Erwachsenen.

Wunscherfüllung! Seit der geistreiche Zergliederer der verworrensten Erscheinungen unseres Seelenlebens, Professor Sigmund Freud, seine überraschenden Arbeiten über den Traum und die psychischen Störungen veröffentlicht hat, ist dieses Wort der Schlüssel zum Verständnis vieler Rätsel geworden. Es hat nicht lange gedauert, bis die zuerst an nervösen Krankheitszuständen entdeckten Gesetze, nach denen der Traum uns seine merkwürdigen Bilder vorgaukelt, auch in den holden Phantasien des Märchens und in den gewaltigen Dramen des Mythos nachgewiesen wurden.

Der Mythos ist gewissermaßen der Traum des Volkes, der Traum ist der Mythos des Einzelmenschen. Dr. Karl Abraham erinnerte in einer Studie* über dieses Thema an das »biogenetische Grundgesetz« der modernen Naturwissenschaft, welches besagt, daß die Entwicklung des Individuums eine summarische Wiederholung der Entwicklung der Rasse vorstellt. Alle die Gestaltveränderungen, welche in langen Zeiträumen zur Bildung einer heute vorhandenen Art von Lebewesen führten, zeigen sich nochmals, in kinematographisch rascher Folge, an der Entwicklung des dieser Art angehörigen Einzelwesens. Es scheint, daß dieses Gesetz nicht bloß für physische, sondern auch für psychische Verhältnisse gilt.

Sowie nach Freud der Traum jedesmal eine — wenn auch verschleierte — Erfüllung eines Wunsches darstellt, der seine geheimnisvollen Kräfte aus unbewußten Quellen und im letzten Grund aus verdrängten Triebresten unserer Kindheit schöpft, so stellt sich nach Abrahams Ausführungen auch der Mythos, der Traum des Volkes, als eine wunscherfüllende Phantasie und als »ein Stück überwundenen infantilen Seelenlebens« des Träumers, nämlich des Volkes, dar. »Er enthält in verschleierter Form die Kindheitswünsche des Volkes«. Und, wie der Einzelmensch seine Träume nicht versteht, sie für unsinnig erklärt, weil ihm der Schlüssel zu ihrer psychologischen »Deutung« fehlt, so versteht auch das Volk den wahren Inhalt seiner Träume, der Mythen, nicht. Das mythenbildende Volk verhält sich zu seinem geistigen Produkt fast in allen Punkten genau so wie der Träumer zum Traum.

* Dr. Karl Abraham, »Traum und Mythus«. Leipzig und Wien. 1909. (F. Deuticke.)

Die Mythenanalyse nach Freudschen Prinzipien, wie sie beispielsweise von Riklin* durchgeführt wird, richtet ein Hauptaugenmerk auf die Auffindung sexueller Momente, welche in den tiefinnersten Schichten der Phantasiegewebe eine mächtige Rolle zu spielen pflegen; sie hat in dieser Hinsicht auch schon viel interessantes Material zu Tage gefördert. Es ist ganz erstaunlich, wie viel verschleierte Erotik in den meisten Märchen und Sagen steckt. Eine wichtige Beziehung der Mythen zur Psychologie des Einzelnen hat ferner Otto Rank** herausgefunden. Indem er, einer von Freud aufgestellten psychologischen Deutung der Ödipus-Sage nachgehend, ein reiches Material von Mythen durchanalysierte, gelang es ihm, die frappante Ähnlichkeit des Durchschnittsmythos von der Geburt des Helden mit dem sogenannten »Familienroman« des Neurotikers nachzuweisen. Etwas allgemein verständlicher ausgedrückt: er zeigte, daß die Mehrzahl derjenigen Mythen, welche die Gedurtsgeschichte und damit zusammenhängende Lebensschicksale ihrer Helden (z. B. Sargon, Moses, Ödipus, Perseus, Kyros, Lohengrin etc.) behandeln, genau jene charakteristischen Züge aufweisen, wie die Phantasien, welche die Psychoneurotiker an ihre Abstammung knüpfen — Phantasien. zu denen mehr oder weniger jeder Mensch eine gewisse Neigung hat, weil sich darin Kindheitskonflikte spiegeln, die kaum je in einer psychischen Entwicklung fehlen.

Auf Riklin muß ich zum Verständnis späterer Beispiele etwas näher eingehen. Er erblickt in den Märchen hauptsächlich Erfüllungsphantasien erotischer Wünsche; das Märchen bedient sich aber dafür einer symbolischen Ausdrucksweise. Hervorragende Bedeutung haben eine Reihe von Tieren als Sexualsymbole. Greifen wir einmal aus der berühmten Grimmschen Sammlung das erste Märchen heraus. Es trägt den Titel: »Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.« Der Inhalt ist, kurz erzählt, folgender:

»Die Königstochter verliert ihren goldenen Ball, welcher ins Wasser fällt. Der Frosch, der aus dem Wasser kommt, verspricht, ihn wieder zu bringen. Als Belohnung will er aber weder die Kleider, noch Perlen und Edelsteine, noch die Krone; sondern die Königstochter muß versprechen, ihn lieb zu haben; er will ihr Geselle und Spielkamerad sein, an ihrem Tischlein neben ihr sitzen, von ihrem goldenen Tellerlein essen, aus ihrem Becherlein trinken, in ihrem Bettlein schlafen. Auf die Zusage hin holt er den Ball: als aber die Königstochter ihr Versprechen nicht halten will, kommt der Frosch am folgenden Tag ins Schloß gehüpft und verlangt von der Tochter, die sich vor ihm fürchtet und Ekel empfindet, das Versprochene. Der König dringt darauf, daß seine Tochter ihr gegebenes Wort halte. Sie muß den Frosch neben sich an der

* Dr. Franz Riklin, »Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen«. Leipzig und Wien 1908. (Franz Deuticke.)

** Otto Rank, »Der Mythus von der Geburt des Helden«. Leipzig und Wien 1909. (Franz Deuticke.)

Tafel speisen lassen und soll ihn dann gar in ihr Kämmerlein tragen. Sie fürchtet sich, mit dem kalten Frosch, den sie sich kaum anzurühren getraut, in ihrem Bettchen zu schlafen. Vom erzürnten Vater gescholten, packt sie das Tier widerwillig mit zwei Fingern, trägt es in ihr Kämmerlein hinauf und setzt es in eine Ecke. Wie sie aber im Bette liegt, verlangt der Frosch auch ins Bett gehoben zu werden. Da wird die Königstochter zornig, holt ihn herauf und wirft ihn aus allen Kräften wider die Wand. Was herabfällt, ist aber kein Frosch, sondern ein Königssohn, der ihr lieber Gemahl wird.«

Riklins Deutung zeigt uns dieses Märchen als eine mehr oder weniger verschleierte sexuelle Phantasie; ihr Ausgang ist die Erfüllung eines erotischen Wunsches, und alles, was vorhergeht, bezieht sich auf die Entwicklung des sexuellen Befriedigungserlebnisses. In der Märchenhandlung ist nämlich, wie Riklin dartut, der Übergang des sexuellen Ekels in Liebe dramatisiert. Deutlich ist hier »die ursprüngliche sexuelle Abneigung und Sprödigkeit des Mädchens, das Unheimliche, die Scheu vor der rohen Sexualität, dem Penis (der dem unheimlichen Frosch mit dem dicken Kopfe verglichen wird), dargestellt. Daß damit (das heißt mit der Abneigung und Angst) bereits ein sexueller Wunsch vorhanden ist, wissen wir ja. Die Gestalt des verwunschenen Prinzen (Schlange, Frosch, Bär etc.) . . . stellt das Sexuell-Unheimliche, Ekelhafte dar. Statt daß das Märchen die nun folgende Veränderung in der Heldin schildert, projiziert sie sie auf den Wunschgegenstand. Er wird der Heldin angenehm, also tritt eine Verwandlung ein, von der unangenehmen in die angenehme Gestalt, von der ekelhaften Tiergestalt in die des schönen Prinzen.«

Man könnte diese Märchendeutung für gewagt halten, wenn nicht die Phantasiebildungen bei gewissen Psychosen und häufig auch Träume frappant ähnliche Motive aufwiesen, welche bei eingehender Analyse ihre sexuellen Wurzeln zeigen. Ein sehr hübsches Beispiel der Tierverwandlung im Traum — dasselbe Motiv wie im Märchen vom Froschkönig — ist mir kürzlich untergekommen.

Mit einer weiblichen Versuchsperson, die wir Lea nennen wollen, stellte ich lekanoskopische Experimente* an und ließ mir auch ihre Träume mitteilen. Einer derselben lautete folgendermaßen:

Traum: »Ich (d. i. Lea) war zu Hause in meinem Zimmer. Die Mauer war durchbrochen, so daß Küche und Zimmer in einem waren. Ich hatte einen Gazeschleier auf dem bloßen Körper um. Ich habe etwas gebügelt. Ein Hund war neben mir. Er machte sich an mich heran. Ich sagte: ‚geh' fort, ich mag dich nicht!' Er schien fortzugehen; als ich aber nicht Acht gab, stellte er sich unter mich... (und schob seine

* Über diese Experimente, die etwas dem »Krystallsehen« Verwandtes sind, kann man Genaueres aus meiner diesbezüglichen Arbeit im »Zentralblatt für Psychoanalyse« ersehen. Jahrgang 1912. Wiesbaden. (J. F. Bergmann.)

Schnauze zwischen Lea's Schenkel, um einen Cunnilingus auszuführen). Ich suchte mich loszumachen und ging im Zimmer herum; er war aber immer da und ließ mich nicht los. Auf einmal verwandelte sich der Hund in Hans* . . .« (Der Traum geht noch weiter, der Rest interessiert uns aber nicht.)

Wir haben in diesem Traum, dessen wichtigste Stellen ich im Druck hervorgehoben habe, ein widerwärtiges** oder zum mindesten lästiges Tier, das die Träumerin in deutlich sexueller Absicht belästigt. Nachdem sich Lea vorerst wehrt, der Hund aber doch nicht locker läßt, verwandelt sich dieser plötzlich in einen von Lea geliebten Menschen. Dem Traum liegt ein ganz ähnliches Substrat zugrunde, wie oben dem Märchen. Dort handelt es sich, wie Riklins Theorie sagt, um das mädchenhafte Sträuben und dessen Umwandlung in die Bejahung des sexuellen Wunsches. Auch bei Lea handelt es sich um ein Sträuben, um jenes Sträuben nämlich, welches ich in der oben erwähnten Arbeit über die lekanoskopischen Versuche die »Liebeswehr« genannt habe. Die psychologische Mechanik dieser »Liebeswehr« ist eigentlich nur aus der eingehenden Analyse Lea's zu verstehen; ich sage hier nur so viel, daß Lea, der die vollkommene Unabhängigkeit von aller Welt als das höchste Gut erschien, zu Hans eine tiefe Neigung zu fassen begann und nun befürchtete, durch die entstehenden Liebesbande in eine Art von Unfreiheit zu geraten. Sie hatte mit einem vorherigen Liebesverhältnis trübe Erfahrungen gemacht und wehrte sich nun dagegen, daß ihre Liaison mit Hans ihrem Herzen allzu nahe ginge. Sie wehrte sich auch gegen eine wachsende Intimität und Intensität der Form des Sexuallebens mit Hans. Der Traum fällt nun in eine Periode, in der Lea fühlt, daß trotz ihrem Sträuben, also trotz der »Liebeswehr«, ihre Liebe zu Hans wächst und der sexuelle Verkehr mit ihm eine fortschreitende Entwicklung zeigt. Die Verwandlung des Hundes in den Geliebten entspricht also der Wandlung in Lea's Gefühlen: der unangenehme Gegenstand, gegen den sie sich wehrt, wird zum geliebten Gegenstand; der widerwärtige Hund verwandelt sich in den geliebten Mann, so wie sich im Märchen der Frosch in den Prinzen verwandelt. Der Cunnilingus im Traum bezieht sich auf die wachsende sexuelle Intimität (z. B. eben Cunnilingus und Fellatio), gegen die sich Lea anfänglich auch sträubte, die ihr aber später angenehm wurde. Der Durchbruch der zurückgehaltenen Lust nach der anfänglichen Unlust des Sträubens, dieser aus tiefster seelischer Tiefe kommende Sexualwunsch, der den Damm der Zurückhaltung durchbricht, mag wohl in der durchbrochenen Mauer des Traumes sein Sinnbild haben.

* Hans ist ein Mann, zu dem Lea in sexuellen Beziehungen steht.

** Es ist vielleicht nicht überflüßig zu bemerken, daß Lea keine Freundin von Hunden ist und diese oft ekelhaft findet.

Anklänge an Märchen- und Legendenmotive weist auch folgender Traum einer anderen Dame auf, die wir »Paula« benennen wollen.

Traum: »Es war wie in einem ägyptischen Tempel. An einer Schmalwand war eine Art Opferaltar, und viele Männer, aber nicht in feierlichen Gewändern (wie man es hätte erwarten können) sind herumgegangen. Emma* und ich sind bei dem Altar gestanden, und ich legte ein Schriftstück** auf den Altar, der nun wie ein großer steinerner Tisch aussah. Ich sagte zu Emma: »Gib jetzt acht, wenn das wahr ist, dann muß auf dem Schriftstück das Opferblut erscheinen. Emma lächelte ganz ungläubig. Wir standen geraume Zeit, plötzlich zeigte sich auf dem Papier ein rostbrauner Fleck, der die Form eines Tropfens annahm, und nach einer Weile noch einer***.

»Emma zitterte am ganzen Körper. Dann war ich plötzlich auf freiem Feld und sah einen herrlichen Regenbogen. Ich rief die Gnädige†, um ihr denselben zu zeigen, doch sie kam nicht. — Dann kam ich in einen schmalen Weg, der von beiden Seiten von hohen Mauern umschlossen war. Ich ging lange immer weiter, bis ich plötzlich furchtbar ängstlich wurde, da dieser enge Weg kein Ende nehmen wollte und ich ringsherum von den hohen Mauern umgeben war. Ich schrie, um Leute herbeizurufen, doch niemand kam. Endlich wurde die Mauer an einer Seite niedriger; ich sah hinüber und bemerkte, daß knapp neben der Mauer ein breiter Fluß war, so daß ich wieder keinen Ausweg fand. Ich ging weiter und sah einen Rosenstamm, der entwurzelt war; ich nahm mir vor, diesen Stamm einzusetzen als Erinnerungszeichen für den Fall, als ich hier umkäme; und ich fing an, mit einem Steine, den ich von der Mauer nahm, zu graben. Es war lauter schwarze Gartenerde. Ich pflanzte den Stock ein, und, von der Arbeit aufblickend, sah ich nun die Mauer ganz niedrig und dahinter lauter schöne Wiesen im Sonnenschein. Ich drehte mich um und sah eine breite Straße, alles hell und frei. Und da dachte ich: mein Gott, so lange bin ich in diesen engen Mauern herumgegangen, und so schön und frei ist alles hier herum! Und da kamen viele Leute die Straße daher, und ein ganzer Zug von Radfahrern und Automobilen. Sie tuteten, und ich erwachte.«

Die beiden Motive des Traumes, die uns hier interessieren,

* Eine Freundin, mit der Paula oft beisammen ist; sie würde sich gegebenen Falls ebenso skeptisch benehmen, wie sie sich im Traume zeigt.

** Es war vergilbt; ein älteres Blatt.

*** So wie sich durch Zusammenfalten eines Bogens Papier ein Fleck abklatscht.

† Frau Gölsen, in deren Haus Paula als Gesellschaftsdame angestellt ist.

nämlich das Wunder in der ersten Szene (Opferblut) und das Pflanzen des Rosenstockes (der an die bedeutsamen Reiser mancher Märchen gemahnt) beziehen sich eins wie das andere auf das Seelenleben der Träumerin. Als mir der Traum brieflich mitgeteilt wurde, versuchte ich, ermuntert durch allerlei typische Übereinstimmungen in der Traumhandlung, *den Traum zu deuten, ohne mich von Paula über ihre gegenwärtigen äußeren und innern Erlebnisse im mindesten informieren zu lassen.* Ich kam zu dem Schluß, daß *Paula* einen sexuellen Verkehr aufgenommen* haben müsse, der, ohne Vorsichtsmaßregeln (Präservative) betrieben, ihr Angst vor den Folgen einjage, weil die Periode auf sich warten lasse. *Meine Vermutung fand sich glänzend bestätigt.* Als ich nämlich einige Wochen später mit *Paula* über den Traum sprach und eine leise Andeutung meiner Vermutung machte, eröffnete sie mir voll Staunen, daß sie seither tatsächlich einem Manne sich hingegeben habe *und daß sie zur Zeit des Traumes genau jene Befürchtungen hatte, die ich aus der Traumsprache erschlossen.* Zwar war zur Zeit des Traumes der sexuelle Verkehr noch nicht aufgenommen, *aber die erwähnten Gedanken beschäftigten Paula aufs lebhafteste.* Der Traum spiegelt nicht das geschehene Faktum, sondern das *Vorhaben* und die sich daran knüpfenden Phantasien.

Die charakteristischen Stellen im Traum, die mich zu meiner Deutung brachten, habe ich im Druck hervorgehoben, kann aber auf eine ausführliche Analyse, die sehr viel Raum einnehmen würde, nicht eingehen, *obgleich die manchen Leser vielleicht kühn anmutende Deutung erst durch sie ihre zwingende Logik erhielte***. Ich will nur kurz anführen, daß Altar an Traualtar, daß Tisch an Bett denken läßt; daß ferner die scheinbar überflüssige Hervorhebung »nicht in feierlichen Gewändern« beachtenswert ist und in Verbindung mit anderen Momenten den Mangel der Präservative (die von *Paula* auch Überzieher genannt werden) erkennen läßt; daß das offene Schriftstück (auseinandergefaltet) die Vagina bedeutet, in der die Bluterscheinung sich vollziehen soll; daß ferner im Traume mehrmals die Gerufenen nicht kommen, insbesondere die »*Gnädige*« nicht — die Periode ist nicht so *gnädig,* sich einzustellen; daß weiters eine Mutterleibs- und Geburtsphantasie (ängstliches Passieren enger Gänge) in den Traum verwoben ist; daß endlich Todesgedanken in den Traum hineinspielen. Beschränken wir uns auf ein paar Bemerkungen über das *Blut* und den *Rosenstamm.*

* Sie hatte längere Zeit hindurch im Sexualverkehr ausgesetzt.

** *Es ist immer eine mißliche Sache, das Ergebnis einer Traumanalyse ohne diese selbst mitzuteilen,* denn es fehlen dann die zur Rechtfertigung des Ergebnisses nötigen Bindeglieder. Da ich aber heute keine analytische Beweisführung, sondern bloß den Vergleich von Traum- mit Märchenmotiven vorhabe, mag die umständliche Analyse entfallen.

Das ängstlich erwartete Blut ist natürlich zunächst das Blut der Periode. Wo soll es erscheinen? In dem Schriftstück, das eine Falte aufweist. Das Schriftstück ist sie selbst, bezw. (einer bekannten Traumsymbolik getreu) das weibliche Genitale. Eine Sorge Paulas ist es, daß sie zu altern beginne. Daher im Traum das »vergilbte Schriftstück, ein älteres Blatt.« Auch der entwurzelte Rosenstock läßt ans Verblühen denken. Das Blut im Schriftstück läßt sich, gemäß einer von Stekel* als Wegweiser für Traumanalysen aufgestellten »symbolischen Gleichung« auch als Sperma interpretieren, dessen Erscheinen im Schriftstück (Vagina) die Angst Emmas (welche die kritische Beurteilung der Situation Paulas selbst darstellt) erzeugt und in Paula den Wunsch nach dem Kommen der »Gnädigen« (d. h. der Periode) entstehen läßt, die aber nicht kommt, worauf eine große Angstszene mit Schwangerschafts- und Geburtsphantasien folgt. Ein dritter Bedeutungsast des Blutes ist: Deflorationsblut — das hängt mit einer Wunschphantasie der Träumerin zusammen**. Nicht unwichtig zum Verständnis der Symbolwahl des »ägyptischen Tempels« ist es, daß jener Mann, von dem Paula schwanger zu werden befürchtet, sie gerne »Sphinx« nennt.

Der Rosenstock ist das zweite Motiv, um dessentwillen ich den Traum in diesem Zusammenhang anführte. Die Reiser u. dgl. in Märchen sind häufig Sexualsymbole, man kann auch sagen Penissymbole: in der Symbolik muß man immer mit den verschiedensten Formen und Graden der Synekdoche rechnen. Riklin erzählt als Beispiel ein Märchen aus der Bechsteinschen Sammlung nach, »das Märchen vom Nußzweiglein« heißt es: »Ein Kaufmann muß eine Reise machen und will seinen drei Töchtern ein Geschenk mitbringen. Die eine will eine Perlenhalskette, die zweite einen Fingerring mit einen Demantstein, die dritte wünscht flüsternd ein schönes, grünes Nußzweiglein. Auf dem Heimweg hatte er große Schwierigkeiten ein solches zu finden. Endlich entdeckte er zufällig ein schönes, grünes Zweiglein mit goldenen Nüssen. Er bricht es ab, da schießt ein Bär aus dem Dickicht, dem das Zweiglein gehört. Er überläßt es ihm; der Kaufmann muß aber dafür versprechen, dem Bären das zu schenken, was ihm bei der Heimkehr zuerst entgegenkomme. Natürlich ist das die Jüngste. Der Bär kommt nach einiger Zeit mit einem Wagen, um sie abzuholen. Als er, in den Wald zurückgekehrt, dem Mädchen befiehlt, ihn zu liebkosen, merkt er an ihrer Art, daß es nur ein unterschobenes Hirtenmädchen ist, und flugs holt er sich die richtige jüngste Kaufmannstochter. Er führt die Bärenbraut in

* Dr. Wilhelm Stekel, »Die Sprache des Traumes«. Wiesbaden 1911. (J. F. Bergmann.)

** Nämlich mit dem Wunsch, jung und unberührt zu sein. Es wird in der Phantasie der Träumerin auf die Zeit zurückgegriffen, wo noch eine Defloration möglich war.

eine Höhle mit schrecklichen Drachen und Schlangen, und dadurch, daß sie sich nicht umschaut, erlöst sie den Bären, der ein Prinz ist und ein schönes Schloß besitzt, und die entzauberten Ungetüme sind seine Gefolgschaft.« Der Bär ist also der Prinz*, ihm gehört das fruchttragende Nußzweiglein, das hier das spezielle sexuelle Symbol ist. Die Entzauberung verdeutlicht den Zusammenhang, nur daß darin das Zweiglein nicht mehr erwähnt ist.

»Zur Vorstellung der Zauberhöhle mag natürlich wieder die mythologische Anschauung, daß die chthonischen Gottheiten im Boden, in den Bergen hausen, mitwirken und vielleicht ist der Bär ein verstorbener Prinz und die unheimlichen Tiere sein Gefolge, die von Zauber oder Tod erlöst werden. Das Nußzweiglein paßt zwar nur halb zu dieser Symbolreihe aus der Mythologie, während es in der traumähnlichen Sexualsymbolik seinen bestimmten Sinn und Platz hat.«

»Die Nüsse sind nordische Fruchtbarkeitssymbole und prangen als solche auch am Weihnachtsbaum. Ich kenne sie auch in ganz gleicher Bedeutung in einem Traume eines Geisteskranken.«

Das Zweiglein als männlich-sexuelles Symbol wird bei Riklin noch durch andere Beispiele von Volksbräuchen erläutert. Seine Märchendeutung bewährt sich vortreflich an Paulas Traum. So wie das Reis im Märchen, im Mythos und in manchen Volksbräuchen, ist es in unserem Traum ein Sexualsymbol. Es ist vor allem der Penis, der den Leib befruchtet: im Traum wird der Rosenstamm in fruchtbare schwarze Erde gesteckt. Der Stock soll blühen und als ein Zeichen der Erinnerung an die Träumerin dastehen: das bezieht sich wieder auf die weibliche Fruchtbarkeit, auf die Möglichkeit nämlich, daß Paula schwanger wird und ein Kind gebären wird; neues blühendes Leben für ein altes (Motiv der Entwurzelung). Tatsächlich ist Paula dem Gedanken nachgehangen, daß sie am liebsten sterben möchte, wenn sie ein Kind bekäme; dieses aber solle leben.

Wir finden also in der Symbolik der Märchen und der Träume interessante Übereinstimmungen, die sich auf Grund der von Freud aufgedeckten seelischen Mechanismen verstehen lassen. Ich will nun auf eine weitere — bisher wenig bemerkte — Beziehung der Märchen (sowie der Mythen, der Träume und anderer Phantasiebildungen) zu den Freudschen Mechanismen aufmerksam machen**, zu diesem Ende muß ich ein paar Worte über die genannten psychischen Mechanismen einfügen: sie sollen wenigstens in rohen Umrissen skizziert werden — unter Hinweglassung vieles feineren Details.

Es handelt sich um die sogenannte »Verdrängung« und ihre

* Man beachte die Analogie mit dem Märchen vom Froschkönig.

** Vergl. meine Arbeit »Phantasie und Mythos« im »Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen«, 1910, 2. Halbjahr. (F. Deuticke, Wien und Leipzig.)

Folgen. Wenn nämlich im Haushalt unseres Bewußtseins eine Vorstellung — z. B. ein unerfüllbarer Wunsch oder eine peinliche Erinnerung, beides meist sexueller Natur — uns unbequem wird; wenn wir mit der Erregung, die daran haftet, nicht fertig werden können: so pflegt das Phänomen der »Verdrängung« sich einzustellen, das heißt die unbequeme Vorstellung gerät in eine scheinbare Vergessenheit. Sie kann dann nicht mehr willkürlich ins Gedächtnis zurückgerufen werden, ist aber noch vorhanden und entfaltet eine heimtückische Wirksamkeit. So wirft sie beispielsweise ihren Affektbetrag auf beliebige andere, ganz harmlose Vorstellungen, so daß diese zu quälenden »Zwangsvorstellungen« werden. So kann sie auch Handlungen, die an sich unbedeutend sind, wie z. B. gleichgiltige häusliche Verrichtungen, An- und Auskleiden etc., mit einer erdrückenden Wichtigkeit belasten oder aber sich in Form ganz lächerlicher Gewohnheiten als »Zwangshandlung« durchsetzen. Das Zeremoniell solcher Zwangshandlungen entpuppt sich ebenso wie der Inhalt der Wahnideen dem kundigen Auge zumeist als eine symbolische Verkleidung des verdrängten Wunschkomplexes; als ein Surrogat der von diesem Komplex geforderten Wunscherfüllung.

Die Kur der Psychoneurosen besteht darin, daß der Arzt durch eine »psycho-analytische Behandlung« den verdrängten Komplex in seiner wahren Gestalt ans Licht zerrt. Indem jener störende Ideenkomplex ins helle Bewußtsein des Kranken tritt, verliert er nach Freuds Lehre seine krankheitserregende Wirkung.

Was hat nun dieser psychische Mechanismus mit den Märchen und Mythen zu tun? Sehr viel! Er spielt vor allen Dingen bei der Bildung der Träume eine Hauptrolle — und den Mythos lernten wir bereits als einen Traum, den Traum des Volkes, kennen. Wir werden aber gleich noch eine innigere Beziehung entdecken. Im Mythos, wie in allen Schöpfungen der menschlichen Phantasie, pflegen nämlich psychische Potenzen und Vorgänge, also Dinge, die sich innerhalb des Seelenlebens abspielen, plastisch nach außen verlegt zu werden. Es findet sozusagen eine »Projektion« von innen nach außen statt, welche den Inhalt der Seele auf die Außenwelt überträgt oder in der letzteren personifiziert. In diesem Sinne kann z. B. Freud* sagen, daß der Teufel sich als eine Projektion unseres verdrängten Trieblebens erklären lasse. Wer die finsteren Strebungen in sich nur mangelhaft überwunden hat, muß Anfechtungen des »Teufels« am meisten fürchten. So reizvoll es wäre, diese Betrachtungen weiter auszuführen, muß ich doch davon abstehen, um nicht zu weitschweifig zu werden.

Die Vorgänge im Innern der Seele sind also ein beliebtes Thema des Mythos; ein reicher Stoff, den er immer wieder verwertet, um ihn symbolisch in die Außenwelt zu verlegen — sei es nun in die reale Natur, die er damit ausschmückt, sei es in eine

* Professor Dr. Sigm. Freud, »Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre. Zweite Folge. Leipzig und Wien, 1909. (F. Deuticke.) Seite 136.

phantastische Welt, die er sich träumend schafft. Alle die Kämpfe, die in uns selbst stattfinden, das Ringen der Vorstellungen und Wünsche miteinander, das Verdrängen und Überwinden, das bedächtige Abwägen, das rasche Aufbrausen, die Fesseln der Neigung, die Tyrannis der Leidenschaft, die Strafe des bösen Gewissens, der Friede der Selbsterkenntnis — das alles findet seinen bildmäßigen Ausdruck in entsprechenden Gestalten und Handlungen der Mythen- und Märchendichtungen.

Insbesondere scheinen auch die oben besprochenen Verdrängungsphänomene — die Freudschen Mechanismen — durch Märchen und Mythen als Stoff zu symbolischen Darstellungen benützt zu werden. Hier der Inhalt eines Märchens statt vieler aus den von Riklin* gesammelten Stücken zur Probe. Isländisches Märchen:

Ein Königssohn tötet Eltern und Schwester, um die Regierung an sich zu reißen. Später heiratet er eine schöne Prinzessin, die ihm eine Tochter, Ingibjörg, gebiert. Als diese erwachsen ist, ruft die sterbende Mutter sie zu sich und sagt ihr, nach ihrem Tode werde der König sie (Ingibjörg) zum Weibe haben wollen; um sie an der Flucht zu hindern, werde er sie mit einem Bande binden. Sie solle aber ihre Hündin an das Band knüpfen und sich durch die Flucht retten. Einen Gürtel solle sie umbinden, dann werde sie nie von Hunger gequält werden.

Wie die Mutter vorausgesagt hat, so kommt es auch. Ingibjörg entflieht in ein fremdes Reich, von dessen König sie nach einiger Zeit zur Frau genommen wird. Sie läßt sich von ihm versprechen, niemals ohne ihr Wissen einen fremden Wintergast anzunehmen. Der König gelobt dies, setzt sich jedoch nach Jahren einmal über sein Versprechen hinweg, als ein ältlicher Mann ihn dringlich um Aufnahme bittet. Der so eingedrungene Gast, dessen Identität mit Ingibjörgs Vater man gleich ahnt, stürzt nun Ingibjörg ins Elend. Erst nach vielen Schwierigkeiten wird die entthronte und verstoßene Ingibjörg ihrem Gatten wieder zugeführt, der Wintergast vernichtet.

Die letzte Szene ist die: Der König, Ingibjörgs Gemahl, setzt sich auf einen Goldstuhl; der Wintergast jedoch, der sein Minister geworden ist kommt auf einen Eisenstuhl mit Eisenklammern. Der Minister muß nun seine Lebensgeschichte erzählen. Sowie er anfangen will, zu lügen und seine Untaten zu bemänteln, drücken die Eisenklammern ihn fester und fester in die Brust. Endlich hat er alles gebeichtet, unter ihm öffnet sich ein Stein, er fällt in einen Kessel voll siedenden Pechs und verbrennt darin.

Ohne der Riklinschen Deutung der Symbolik dieses Märchens (welche ich hier übergehe) im mindesten Abbruch zu tun, will ich nun kurz zeigen, welchen Elementen der Verdrängungstheorie die Gestalten und Vorgänge des Märchens entsprechen. Zur besseren

* Dr. Franz Riklin, a. a. O.

Übersicht setze ich dabei die psychologische Deutung immer in Klammern.

Da hätten wir also zunächst den gewalttätigen Königssohn (derselbe entspricht dem unbequemen Gedanken, jenem lästigen Wunsch= oder Trieb=»Komplex«, dem sich das Bewußtsein zu entziehen strebt). Ingibjörg (Personifikation des bedrängten Bewußtseins oder Gemütes) ist von seinen Nachstellungen bedroht (die Psyche ist in Gefahr, in jene Komplex=Leidenschaft zu verfallen, die sie zu vermeiden wünscht). Sie muß also fliehen (sie fühlt sich zu schwach, um mit dem Komplex anders »fertig zu werden«). Es wird eine Teilung des Schauplatzes herbeigeführt (Isolation, Trennung der Psyche vom Komplex; mit anderen Worten: die »Verdrängung«). Der Tunichtgut will die Flucht durch ein Band verhindern (der Komplex will nicht in Vergessenheit geraten, sondern hakt sich sozusagen ein in das »Band« der Gedankenassoziationen oder Vorstellungs=»Verknüpfungen«). Ingibjörg entzieht sich aber diesem Band und knüpft eine Hündin, also ein dienstbeflissenes Tier daran (die Psyche entzieht sich der Einwirkung des verdrängten Komplexes; sie will sich ihm nicht hingeben und schiebt ein Surrogat unter, an welchem der Komplex seine Erregung loslassen und sich die Zähne ausbeißen mag).

Der Gürtel deutet, wie ich nebenher erwähnen will, auf den wirksamen Abschluß des Bewußtseins gegen den Komplex, vor dessen Leidenschaft — symbolisiert durch den Hunger — die Psyche jetzt bewahrt bleibt. Daß der Unhold und die Leidenschaft erotische Färbung haben, entspricht der Tatsache, daß die verdrängten Komplexe vorzugsweise Sexualwerte sind.

Die Verfolgung durch den Wintergast beginnt nun (der alte Gedanke hat sich in verkleideter Form ins Bewußtsein geschlichen und bewirkt Krankheitserscheinungen). Er wird Minister, dominiert also in Staatsangelegenheiten (die Krankheit wird übermächtig). Ingibjörg verliert durch den Minister ihren Gemahl; ihre Macht, ihre Ehe (wieder eine Anspielung auf das Liebesleben) werden gestört. Ihre Wiedereinsetzung (die Heilung) erfolgt in dem Moment, wo nach einem umständlichen Verhör (Psycho=Analyse) der »Wintergast« endlich sein wahres Wesen offenbart (d. h. wenn der Komplex ins Licht des Bewußtseins getreten ist); dann fällt auch der Wintergast der Vernichtung anheim (die Krankheitsquelle hört auf zu existieren).

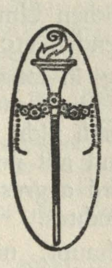
Das Märchen scheint auch die Natur des verdrängten Komplexes andeuten zu wollen, indem es diesen nämlich durch den Vater des Mädchens personifiziert. Es handelt sich hier offenbar um die V a t e r=I m a g o, um jenes Phantasie=Ebenbild des Vaters also, welches von der aufkeimenden Sexualität des Mädchens als Ideal vorgezeichnet wurde und später mehr und mehr ins Unbewußte versank, ohne deshalb seine das Sexualleben dominierende Macht zu verlieren. Eine unterbewußte Imago, die wir uns gebildet haben, beherrscht uns eben

so lange, bis wir sie aus dem Unbewußten ins Bewußte gezerrt und als das erkannt haben, was sie ist. —

Ein Beispiel statt vieler, sagte ich. In unzähligen Märchen und Mythen erscheinen verborgene psychische Vorgänge und Mechanismen personifiziert und plastisch in die Außenwelt projiziert* — Mechanismen, deren Wesen und Funktionen der modernen wissenschaftlichen Forschung eben erst dürftig bekannt zu werden beginnen.

Es mag befremdlich klingen, daß ich guten alten naiven Märchen die Bearbeitung eines so schwierigen psychologischen Stoffes zuschreibe; es scheint vielleicht, als mutete ich ihm die Kenntnis einer raffinierten hochmodernen Lehre zu, die es unmöglich haben kann. Daß ich dieses Wissen beim Märchen voraussetze, habe ich jedoch — wenn man es genau erwägen will — durchaus nicht behauptet. Die verborgensten psychischen Verhältnisse können nämlich, und wenn sie der bewußten Kenntnis noch so ferne sind, ihren unbewußten Einfluß auf die Gestaltung der Phantasieprodukte — z. B. in der Märchendichtung — äußern, also lange bevor sie für die Wissenschaft im exakten Sinn »entdeckt« sind. Gar viele Erkenntnisse prägen sich — bevor sie als eigentliche »Erkenntnisse« da sind — in religiösen und poetischen Symbolen aus. Man nennt das in der Entwicklungsgeschichte der Philosophie: die »mythologische Stufe« des Erkennens.

Es gibt eine solche Stufe auch für das Individuum — das ist die Kindheit. Darum fühlt sich das Kind in der Märchenwelt so heimisch. Und es gibt psychische Verdrängungen und deren Folgeerscheinungen wie beim nervenkranken Individuum, so auch an der Seele der Gesamtheit. Darum gibt es auch krankhafte Wahnideen und dergleichen bei ganzen Völkern. Es bestehen merkwürdige Beziehungen zwischen der Psychologie des Individuums und des Volkes.



* Selbstverständlich habe ich damit nur eine der vielen Quellen aufgedeckt, woraus Märchen und Mythos ihr Material schöpfen!

Eindrücke eines Psychoanalytikers von einem Aufenthalt in London.

Von Dr. A. MAEDER (Zürich).

Das englische Leben bietet dem Bewohner des Kontinents vielseitige Anregungen; der Psychoanalytiker kommt dabei auch zu seinem Rechte; ich will im folgenden versuchen, einige meiner diesbezüglichen Beobachtungen in zwangloser Form mitzuteilen. Man erwarte also nur Eindrücke und Einfälle meinerseits und keine systematische Abhandlung.

Die Frau spielt im englischen Leben eine mächtige, schon äußerlich sichtbare Rolle. Ihre Bedeutung ist auf der Straße, in der Gesellschaft und in der Familie überall zu erkennen; sie ist das Zentrum, um das sich alles dreht. Zwei extreme Haupttypen der Frau demaskieren sich bald, sozusagen von selbst: der männliche Typus und die Puppe. Der erstere scheint der häufigste zu sein, der körperliche Bau weist schon viele männliche Züge auf, das Gesicht hat etwas Eckiges, Grobes*, das Benehmen, die Gesten, der Gang haben etwas unangenehm Entschlossenes, Energisches, häufig Schwerfälliges.

Die Sufragette gehört meistens zu diesem Typus, wie ich reichlich Gelegenheit hatte, zu beobachten. Die Bestürmung des Hauses des Parlamentes durch die weibliche Horde, der förmliche Ringkampf mit Hunderten von Policemen (im November 1910) war ein eigenartiges Bild. Dieses Poltern, Schlagen, Ringen war der Ausdruck einer ausgesprochenen Aggressivität seitens der Frau. Viele Szenen trugen einen schwer hysterischen Charakter. Die masochistischen und sadistischen Triebkomponenten kamen ebenfalls zur Betätigung: Sehr charakteristisch war mir dafür z. B. das verklärte Gesicht eines etwa 17jährigen Mädchens, welches eine halbe Stunde lang mit zwei Policemen kämpfte unter den zustimmenden Rufen einer begeisterten weiblichen Umgebung und den höhnenden Rufen der männlichen Anwesenden etc.

Die Sufragettenbewegung in England ist eine soziale Bewegung von großer Macht. Die Frau will aus ihrer bisherigen Passivität heraus, sie will sich nicht mehr mit ihrer biologischen Funktion der Fortpflanzung und mit ihrer sexuellen Rolle begnügen; sie will sich betätigen, sie wird aggressiv und kommt in die Fußstapfen des männlichen Geschlechtes.

Die englische Frau überhaupt, nicht nur die Sufragette, hat ein intensives Bedürfnis, eine führende Rolle zu spielen, zu

* Anthropologische Messungen, welche in der Harvard Universität (Amerika) während der letzten zwanzig Jahre gemacht worden sind, beweisen unzweifelhaft, daß die männlichen Züge bei den amerikanischen Frauen in deutlicher Zunahme begriffen sind — wahrscheinlich beziehen sich die Messungen auf die studierende Jugend der wohlhabenden Klasse.

herrschen. Ihre Denkweise ist sehr egozentrisch, ihre Gefühlsart egoistisch*.

Die Frau will die geistige Führung haben, und hat dafür einen technischen Ausdruck: »the management«, der für uns Männer des Kontinents etwas Unangenehmes, Verletzendes hat.**

R. Kisling gibt in seinem »Wee Willie Winkie« eine glänzende Beschreibung des »managements«, die vollständig im Buche zu lesen ist. Daraus sei nur folgender Satz gegriffen: »Try my recipe. Take a man not a boy, mind but an a almost mature, unattached man, and be his guide, philosopher and friend. You will find it the most interesting occupation you ever embarked over, do exactly what I tell you, profit by my instructions and counsels, and all will yet be well. . .« .... Der englische Flirt der Frau trägt diesen gleichen exquisiten Zug. In der Ausübung des Sportes zeigt die Frau ebensolche Eigenschaften des anderen Geschlechtes.***

Die englische Frau ist die erste im Hause wie in der Gesellschaft, sie hält in sichtbarer Weise alle Fäden des Haus- und Gesellschaftslebens. Ich möchte sagen, daß sie von einem Schein umgeben ist; im Vergleich zu ihr scheint der Mann eine Art akzessorische Bedeutung zu haben (er ist der »chevalier servant«). Es besteht eine Überschätzung, eine Überbetonung des eigenen Ich, welche im Körperlichen, wie im Geistigen nachweisbar ist. †

Den allgemeinen Eindruck der fehlenden Weiblichkeit bekommt man überall; der Vergleich zweier Variété-Theatervorstellungen, die eine in Paris (Folies Bergères) und die andere in London (z. B. Alhambra), gibt einen besseren Einblick in diese Frage, als ausführliche Berichte. Die Tänze, die Balletts sind in England hervorragende turnerische Leistungen, es fehlt ihnen aber der weibliche Charakter, die feminine Grazie. Sehr bezeichnend ist das englische Schönheitsideal: keine reifen vollen Formen; man strebt nach

* Sie sagt, »er liebt mich,« niemals »ich liebe ihn«; sie macht sehr viel Toilette, trägt viel Juwelen; »es macht meinem Mann so große Freude, mir zu geben, er soll nur geben.« Leider ist der Ton, in dem alles das gesagt wird, die begleitenden Gesten nicht wiederzugeben, es ist nämlich das Charakteristische daran.

** Ich protestierte einmal in Gesellschaft gegen den Ausdruck; eine Dame schlug »gentle influence« vor, was den weiblichen Einfluß auf den Mann in unseren Ländern besser wiedergibt. Die suggestive Art unserer deutschen und französischen Frauen ist »gentle influence«; »the management« ist für die englische Frau charakteristisch, sie will in äußerlich sichtbarer Weise dirigieren. Vor dem Juweliergeschäft wird der Mann »managed«, bis er hineingeht und kauft. Der technische Ausdruck für die gelungene Operation lautet dann »she has get him in«.

*** Die Coeducation ist wohl nicht die Ursache dieses Hervortretens der männlichen Züge beim Weib, wie es manchmal behauptet wird, sondern sie wird eher durch diese Annäherung ermöglicht; die Ursache ist tiefer zu suchen, wie später angedeutet wird.

† Das Gemälde von Hunter: »Der Garten meiner Frau« (Tate Gallery) scheint mir die Stellung der englischen Frau hübsch zu charakterisieren; eine schöne Frau geht majestätisch daher (»incessu dea patuit«) von drei Pfauen begleitet.

der »geraden Linie«, das unentwickelte Mädchen (the Girl) bleibt das Ideal für das ganze Leben der englischen Frau; mit 50 Jahren will sie noch weiße, kurze Kleider tragen, sie behält den jugendlichen Gang. Die moderne Frauenmode stimmt diesem Geschmack bei. Es ist daran zu erinnern, daß die berühmte englische Malerschule des 19. Jahrhunderts ihr Frauenideal in den Madonnen der Praeraphaelitenschule (Botticelli) gefunden hat.

Ein Blick in die Gemäldegalerien in London kann diesen Eindruck nur bestätigen. Runde üppige Formen, starke Figuren wählen die dortigen Maler fast nie als Modell. Der Rubens-Typus des Weibes ist absolut nicht vertreten. Die Wahl des »Girl« als Frauenideal ist charakteristisch für die starke Sexualverdrängung im heutigen England. Es bedeutet ein Stillstehen auf einer »praesexuellen Stufe«, unmittelbar vor der Reife. Die starke Brust, die Rundungen der Hüften werden als »disgusting«, ekelhaft empfunden; eine Reaktion mancher hysterischen Frau in unseren Gegenden, welche den Psychoanalytikern wohl bekannt ist. Ein guter Teil des Geheimnisses des Nichtessenwollens der Mädchen steckt dahinter. Die Engländerin scheint den Sinn für das Natürliche viel mehr verloren zu haben, wie unsere deutsche Hausfrau zum Beispiel. Das berühmte Londoner Madonnenbild Botticelli's (National-Gallery), welches die Madonna stillend darstellt, wurde von vielen gebildeten Damen als »disgusting« (und zwar wegen des Stillens) bezeichnet. Von Kindern darf man überhaupt nicht reden, es ist unanständig, man soll am besten keine haben. Die Mädchenjahre werden als die schönsten betrachtet. Ich hatte den Eindruck, daß viele nicht gerne heiraten oder möglichst lange warten. Auf das Liebesspiel in Gestalt des »Flirt« verzichtet allerdings das englische Mädchen nicht, im Gegenteil. Der Flirt ist aber nicht mehr das Vorspiel zur Liebe, sondern wird als Selbstzweck getrieben. Die Bewohner des Festlandes haben große Mühe, die englische Frau in der Hinsicht zu verstehen.

Über den zweiten Typus der Frau, die Puppe, kann ich wenig berichten. Sie ist ein extremer Typus unseres verwöhnten Kindes, wie er hier in diesem Maße sehr selten ist. Es handelt sich wohl um ein ausgesprochenes Zurückbleiben auf einer infantilen Stufe, wobei ein ausgesprochener Grad von Geziertheit, Unnatürlichkeit erreicht wird. Der Körperbau ist auffallend zart, die Figur schlank. Die englische Puppe macht keinen lebendigen Eindruck (deswegen Puppe genannt), sie kommt einem vielmehr wie ein niedliches Spielzeug vor.

Die obigen Angaben stimmen sehr gut zum Bilde der Sexualverdrängung, wie wir sie aus der individualpsychologischen Forschung kennen. Es ist übrigens genügend bekannt, daß eine besondere Schamhaftigkeit, ja Prüderie, in England allgemein herrscht. Ein zweimonatiger Aufenthalt in puritanischen Kreisen war für mich eine tägliche Gelegenheit, mich dessen zu vergewissern. Religion und Sexualität zeigen dabei die gewohnte Verknüpfung; die

besonders stark ausgeprägte Verdrängung geht von der Kirche aus. Einzelne Details und Anekdoten sollen dies zur Anschauung bringen: Die Salome von Rich. Strauß wurde in London fünf Jahre später gespielt als in anderen Ländern, und zwar wegen der Zensur, welche bedeutende verstümmelnde Änderungen verlangte und sie schließlich durchsetzte. Der Kopf eines Propheten darf nicht auf der Bühne von einer Schauspielerin geküßt werden; es durfte überhaupt kein Kopf für diese Szene verwertet werden. Der Name Johannes des Täufers, wie sämtliche Namen der aus dem neuen Testament zitierten Völker wurden durch harmlosere (wie Highländer zum Beispiel) ersetzt. Der guterzogene Engländer gebraucht nicht das Wort »Hölle«, er sagt zum Beispiel »the other place«, der andere Ort; vermeidet zu sagen der Teufel; begnügt sich mit dem Anfangsbuchstaben: »the d« (the devil). Das Wort Ehebruch wird verpönt, zum Beispiel durch den vagen Ausdruck »criminal conversation« vertreten. Ein Bekannter, welcher in einer Gesellschaft von Blasen am Fuße gesprochen, die er sich beim Schlittschuhlaufen geholt hatte, machte eine unangenehme Szene durch; die Hausdame wurde plötzlich ganz kühl und ablehnend, eine schwere Stimmung drückte auf alle Anwesenden; nach Tisch konnte der Hausherr nicht glauben, daß es sich nicht seitens des Gastes um ein Versprechen gehandelt hatte. Es sei unerhört, von solchen Sachen zu sprechen. Das Wort »trousers«, Hosen ist verboten.

Die Damentoilette heißt in den Restaurants und Hotels »ladies cloakroom« (Kleiderraum); für die Herren lautet der Terminus »gentlemen lavatories« (Waschraum). Letzteres wäre noch für Damen zu kompromittierend! — Ein Gelehrter, Mitglied einer berühmten wissenschaftlichen Vereinigung, zeigte mir mikroskopisch-anatomische Präparate in Gegenwart seiner Tochter, einer 28jährigen gebildeten Dame (eine Graduierte der Universität Cambridge); an die Reihe kam ein Präparat der Gewebe eines menschlichen Fötus; der alte Herr flüsterte mir das Geheimnis ins Ohr — die anderen Gläser wurden der Tochter alle gezeigt. Im allgemeinen hatte ich den Eindruck, daß erotische Witze, z. B. im Variété oder in Gesellschaft sehr wenig gemacht wurden, dafür machten die Witze auf mich einen recht infantilen Eindruck, ernteten aber großen Applaus.

Diese Reihe von Einzelheiten soll nur ein Bild der Art und Intensität der Verdrängung wiedergeben*.

Die englische Steifheit, das Hyperkorrekte, die Etiquette sind Symptome der Verdrängung. Gefühl darf der Engländer nicht zeigen; man wäre lächerlich, gewöhnlich, gemein, man müßte sich dessen schämen. Ein jeder hüllt sich in eine eigene Atmosphäre ein,

* Die Beziehung der Verdrängung zur Frage der Selbstbeherrschung können wir hier unmöglich erörtern.

isoliert sich von den anderen*. Damit wird eine Sicherung vorgenommen, und zwar gegen die Agressivität der Außenwelt, wie auch gegen die Rückkehr der eigenen verdrängten antisozialen und libidinösen Regungen. Dies dürfte ein Hauptfaktor der psychologischen Entstehung des Begriffes des Gentleman sein. Eine Schilderung der Eigenart der vornehmen englischen »Distanzhöflichkeit« würde hieher gehören. Der Franzose würde sie treffend charakterisieren: la politesse de l'anglais est »peu enveloppante«.** Ein freier Ton ist in dem Verkehr unmöglich; denn vieles wird ja als »tabou« betrachtet. Die Gefühlsäußerungen werden auf ein Minimum reduziert; wofür die Sprache als fixiertes Ausdrucksmittel einen klaren Beweis liefert. Das Englische zeichnet sich durch die bemerkenswerte Knappheit und Kürze der Sätze aus, durch die Vorliebe für Abkürzungen der Wörter; ein Wort als Antwort, sagt im Englischen schon recht viel; die Schweigsamkeit des Engländers ist allgemein bekannt. Die »Distanz« zu den Menschen wird mit dem allgemein gebräuchlichen »you« (Sie) ausgesprochen. Man kann wohl von einer konventionellen Maske des Engländers sprechen. Die Porträtmalerei der großen Meister des 18. Jahrhunderts liefert eine schöne Illustration dazu. Besonders eindrucksvoll für den Verfasser war die Betrachtung von zwei Bildern des berühmten Reynold, welche nebeneinander in der National-Gallery hängen. Das eine stellt einen englischen Gentleman dar, das andere einen französischen Prediger. Die Unterschiede in der Affektivität der beiden Völker sind in charakteristischer Weise ausgedrückt. Der Franzose zeigt ein fein nuanciertes, ausgesprochen individuelles Gesicht, welches die seelischen Regungen plastisch wiedergibt. Der Engländer steht in seiner gesunden Frische da; sein Gesicht ist glatt, undurchdringlich, beinahe konventionell. Man kann vermuten, daß das Verhältnis der Engländer zur Kunst von der Ökonomie der Affekte zu einem guten Teile bestimmt wird.

Die Beziehungen zwischen der Verdrängung und der bekannten Selbstbeherrschung (self governement) wollen wir nur erwähnt haben; es ist zur Genüge bekannt, daß der Engländer darin Großes leistet; die Beobachtung des Straßenlebens der großen Metropole, ein Rundgang durch eine Irrenanstalt sind langen Schilderungen darüber vorzuziehen.

Wir verlassen das Gebiet der Verdrängung, um unsere

* Folgender Zug ist charakteristisch. In einem Hotel von Lugano sind etwa 80 Deutsche und ein Engländer untergebracht. Ein zweiter Engländer kommt hinzu; der Oberkellner denkt den beiden Landsleuten angenehm zu sein, indem er sie an einen kleinen Tisch zu den Mahlzeiten setzt. Mehrere Tage sitzen die Herren einander gegenüber, ohne ein Wort zu wechseln; der eine, welcher mit mir befreundet ist und die Anekdote erzählte, versicherte mir, er hätte absolut kein Bedürfnis empfunden, mit dem Landsmann zu sprechen.

** Zu den Schutzvorrichtungen gegen die antisozialen Triebe gehört, psychogenetisch betrachtet, die Religion (Freud). Man weiß von der Bedeutung derselben im englischen Leben.

skizzenhaften Bemerkungen auf eine andere psychoanalytische Frage auszudehnen, nämlich die: welche kollateralen Bahnen sucht sich unter den gegebenen Umständen (Verdrängung) die Libido, um zu einer Ersatzbefriedigung, zu einer Betätigung zu gelangen. In erster Linie kommt der Sport, welcher erst durch seine höchst nützliche Funktion als Libidoabfuhr eine nationale Bedeutung angenommen hat. Eine eigenartige Entwicklung haben die Tänze in England und Amerika (U. S. A.) genommen. Der Einwohner des Festlandes erlebt eine große Überraschung im prüden England; die Tänze, welche auf der Bühne, in manchen Gesellschaften aufgeführt werden, tragen einen besonders durchsichtigen erotischen Charakter — die meisten dieser Tänze sollen ja importiert sein; eingebürgert haben sie sich doch besonders gut. Man sieht die verschiedensten Variationen über das Thema Coitus, und die sonst so dezente, ja prüde Gesellschaft applaudiert. Two steps und ähnliche Variationen werden ja auch in der guten Gesellschaft getanzt. Eine andere Überraschung, welche nur lose mit obigem Thema verknüpft ist, erlebt man in England; es ist die Bedeutung des »Decolleté«, in allen Stufen der »Society«. Unser Eindruck war der, daß in keiner Großstadt Europas so viele »gründliche Decolletés« zu sehen sind, wie in London; notabene sehen wir ganz von der Halbwelt ab. Die totale Verdrängung der Exhibitionslust scheint dem puritanischen Geiste doch nicht ganz gelungen zu sein.

Man kann a priori erwarten, daß die aufgedrängte Zurückhaltung jeder Gefühlsäußerung zu einer Introversion und einer folgenden Überbesetzung des Ich führen muß. Es wurde schon die ausgeprägte narcißtische Einstellung der Frau hervorgehoben; wir müssen sie noch auf die Männer ausdehnen. Übrigens haben wir es hier mit einer allbekannten Eigenschaft der Engländer zu tun; ihre Selbstgefälligkeits- und Überlegenheitsgefühle in individueller wie nationaler Hinsicht. Der Ton, in dem der Engländer sagt: »in this country« (in meiner Heimat) drückt die Nuance des Gefühles sehr charakteristisch aus. Der treffende französische Ausdruck »la morgue de l'anglais« bezieht sich auf die extreme Form dieser Einstellung*.

Die auf das Ich zurückgeworfene Libido wird unserer Ansicht nach beigetragen haben, die Körperpflege zu ihrem hohen Grade der Entwicklung zu bringen. Darin sind uns bekanntlich die Engländer sehr überlegen. Ein weiterer Betrag des libidinösen Interesses geht vom Körper auf die Kleidung über. Die Herrenmode steht ja bekanntlich ganz unter englischem Einfluß. Die englische Frau macht sehr viel Toilette.

* Interessant wäre es, die besondere Form und Ausdehnung, welche die Analerotik in England genommen, zu untersuchen. Wir können uns nur mit einem Hinweis darauf begnügen. Der Geldkomplex, der Eigensinn, die Ordnungsliebe, die Beutung des Fußes etc., Schuhe- und Strumpffetischismus, die Vorliebe für Sammlungen aller Arten scheinen ausgesprochen zu sein. Hierher gehört auch der ungeheure Luxus der englischen Klosetts.

Einen interessanten Weg der collateralen Libidoabfuhr bietet die stark hervortretende Liebe zu den Tieren. Man kann geradezu die Haustiere in England als die Blitzableiter der Libido bezeichnen. Daß es sich um eine nationale Eigentümlichkeit handelt, bemerkt man schon auf einem Spaziergang durch den Hyde-Park am Samstag Nachmittag. Die schöne Literatur enthält viele diesbezügliche Belege. Am eindrucksvollsten bleibt aber doch das Leben in der englischen Familie. Innerhalb der Familie herrscht immer eine gewisse Zurückhaltung und Etikette, und zwar nicht nur vor dem Gast, sondern überhaupt. Man zeigt sich wenig Gefühl, meidet Zärtlichkeiten. Wenn sich der Hund des Hauses plötzlich im Eßzimmer vor der versammelten, essenden Gesellschaft vorstellt (womöglich hat er sich selbst die Türe aufgemacht), fängt plötzlich ein neues Leben im Kreise an. Alle Gesichter leuchten auf, die Maske belebt sich. Ein jeder will mit »Jack« sprechen, ihn streichelnd füttern; er wird geküßt, verzärtelt wie kein Menschenkind. An der Wand hängt womöglich seine Photographie. »Jack« trägt manchmal ein Paradekostüm. Es ist angängig, den Tieren gegenüber Gefühl zu haben und zu äußern. . . Eine Gewähr für die nationale Eigenart ist die mächtige Entwicklung der Tierschutzvereine; z. B. in London finden wir Friedhöfe für Hunde und Katzen. Letztes Jahr wurde ein Verein für die »Bestattung der ohne Besitzer verstorbenen Katzen« gegründet. Eine natürliche Folge dieser Liebe zu den Tieren ist die, daß man dort ganz speziell viele sehr intelligente Spezimens findet, welche in ihrer Affektäußerung einen besonders menschlichen, wir möchten sagen, hysterischen Eindruck machen.

Die Art der Verdrängung, welche in England herrscht, scheint uns eine Erklärung für das besondere Verhalten des männlichen zum weiblichen Geschlechte zu enthalten. Auf die starke Verdrängungstendenz (über deren Ursachen uns nichts sicheres bekannt ist — ob Rasseneinflüsse z. B. neben der Religion in Betracht kommen?), welche sich auf die beiden Geschlechter ausdehnt, müssen ihrer biologischen Eigenart entsprechend die Männer anders reagieren als die Frauen. Der Mann als gebender, aggressiver Teil muß unter der Verdrängung mehr leiden, aus rein physiologischen Gründen schon. Das passivere Weib hat, so lange der Trieb in ihm nicht geweckt worden ist, geringere Bedürfnisse. Sie fühlt sich weniger zum Mann hingezogen, wie letzterer zum Weibe. Die Folge davon ist leicht verständlich; es entsteht im Mann eine Überbesetzung des Sexualobjektes. Er strebt mehr nach dem fernen, begehrenswerten Objekt.

Das Weib läßt sich nur mit großem Widerstand erobern, es fühlt sich sehr gesucht, empfindet wenig Drang nach Annäherung es nützt die Situation aus und wird zum führenden Element (siehe oben). Der Mann schaut zum Weibe hinauf; er ist der »chevalier servant«, wie der mittelalterliche Ausdruck lautet. Das

berühmte Gemälde Burne-Jones: König Kophetua gibt uns die Illustration dazu*.

Das Weib wird in solcher Konstellation besondere Anforderungen an den Mann stellen, um sich ihm zu geben. Er muß etwas Besonderes sein, um ihrer würdig zu sein, ja um ihr zu imponieren. Der englische Mann muß in der Tat sich à tout prix auszeichnen, um ein Weib zu erobern**.

Er muß körperlich stark sein; eine erste Bedingung, welche in allen Stufen der Gesellschaft unerläßlich ist und ein mächtiger Faktor der Entwicklung des Sportes gewesen sein muß. Er muß etwas Großes leisten oder sehr reich sein, er muß irgendwie die Aufmerksamkeit auf sich lenken, er muß auffallen. Wer nicht berühmt und groß werden kann, muß sich irgendwie helfen und eine Originalität oder Exzentrizität leisten, z. B. auffällig karierte Kleider tragen oder sonst etwas Verrücktes. Dies alles geschieht in letzter Linie für das Weib. In jedem Engländer lebt der Wunsch, ein Großer dieser Welt zu werden: to be a big man. Sehr bezeichnend dafür ist der bekannte Spruch: »Godess is success«, der Erfolg ist Gott. Die Heldensucht der Engländer ist bekannt. Von dort und von Amerika ist uns die unsympathische »Reportage« der intimsten Details des Lebens der großen Männer unserer Zeit gekommen. Die Zeitungen sind voll Einzelheiten, zum Teil lächerlichster Art, über das Leben des Ministers z. B.; in den Gesprächen der Kinder sogar wimmelt es von Anekdoten über die dominierenden Persönlichkeiten des Tages. Eine sehr schöne Seite dieses Heldenkultus muß hervorgehoben werden. Die Leistungen des Einzelnen werden objektiv abgeschätzt; wer arbeiten kann, wer etwas kann, bringt es zu etwas. Im englischen Königreich wird ein junger Sozialdemokrat (in den Dreißigerjahren) Minister, wenn er für fähig gehalten wird. (Man könnte sich derartiges für Deutschland nicht im Traum vorstellen.) Man braucht nur an Cromwell zu erinnern, um die Entwicklungsmöglichkeit des einzelnen Individuums in England anzudeuten. Sehr glücklich und patriotisch ist der Gedanke, allen großen englischen Männern ein Grabdenkmal in dem großen Münster von St. Paul und Westminster zu setzen. In welchem anderen Lande als in England hätte man in den Achtzigerjahren einem Naturforscher wie Darwin, mit dessen Namen viele heftige religiöse Debatten verknüpft sind die denkbar größte Ehre einer nationalen Bestattung und Einreihung unter den großen Helden des Münsters erwiesen?

Den Abschnitt zusammenfassend, sprechen wir die Vermutung aus, daß eine psychologische Wurzel des besonderen Strebens des

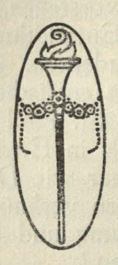
* Unwillkürlich fällt einem der berühmte Vers aus Ruy-Blas von Viktor Hugo ein: un ver amoureux d'une étoile.

** Die englische Frau versteht die deutsche Art nicht, als Frau mit einer kompletten Ausstattung die Ehe einzugehen. Es liegt für sie darin etwas Verletzendes. Sie ist selbst ein Geschenk, das hoch genug zu taxieren ist.

Engländers nach Erfolg und Größe in dem eigenartigen Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander zu finden ist, welche durch die intensive Verdrängung geschaffen wird.

Verfasser hat die Überzeugung, daß andere Züge der Engländerpsychologie in ähnlicher Weise beleuchtet werden könnten (z. B. der Spleen). Dieser Aufsatz soll nur auf einige besonders auffallende Eigentümlichkeiten des englischen Lebens aufmerksam gemacht haben — es ist nicht meine Absicht, eine Skizze über die Psychologie der Engländer zu entwerfen; die obigen Betrachtungen enthalten nur Eindrücke, welche ein Psychoanalytiker während eines zweimonatigen Aufenthaltes in London bekommen hat. Kein gründliches Studium der Literatur und der Geschichte des Landes wurde unternommen, um von anderer Seite Bestätigungen zu erhalten. Es ist dem Verfasser sehr bewußt, daß der psychoanalytische Standpunkt für die Behandlung der Völkerpsychologie noch lange nicht fest genug ist. Wahrscheinlich kommt es ihm aber vor, daß später eine bedeutende Vertiefung der Völkerspychologie von der Psychoanalyse zu erwarten ist*.

Einem anderen Einwand möchte Verfasser zum voraus begegnen, nämlich dem, daß er aus den Engländern Neurotiker mache. Dies ist jedoch nur scheinbar der Fall; der Engländer scheint nach allem Gesagten eine starke Verdrängung zu vertragen, ohne zu sehr darunter zu leiden. Der Engländer ist ein tüchtiger, riesig leistungsfähiger Mensch. Er bleibt nicht fixiert auf infantiler Stufe, wie der Neurotiker. Der Respekt der Tradition ist bei ihm hauptsächlich Etikettensache (the Respectability), er entwickelt sich trotz äußerlichen Haftens an der Tradition unaufhörlich weiter; in sozialer Hinsicht kommt seit Jahrhunderten der Fortschritt hauptsächlich von England her.



* Dr. Jung hat vor zwei Jahren seine Eindrücke von einer Amerikareise (USA) in einem kleinen Kreise vorgetragen; eine Anzahl der hier berührten Punkte zeigen eine große Ähnlichkeit mit den Beobachtungen Jungs, was bei der Milieuähnlichkeit sehr verständlich ist.

BÜCHER

DIE ANDERE SEITE, ein phantastischer Roman mit 52 Zeichnungen von Alfred Kubin, München 1909, bei Georg Müller.

Die Identität des Kunstwerkes mit dem Traum haben die großen Erfasser und Durchschauer der Menschenseele längst intuitiv erkannt und nach ihrer Art bald in klaren Worten, bald durch vieldeutige Sinnbilder ausgesprochen. Die Psychoanalyse versucht es, diesen Satz wissenschaftlich zu begründen, d. h., ihn aus einem Vorrecht des Genies zu einem Gemeingut aller Denkenden zu machen. Sie darf nicht darauf hoffen, wie jene die Wahrheit im Sturm zu erobern; nur mit langsamem, schrittweisem Vorrücken, in einem mit Zähigkeit und Mißtrauen geführten Kampfe kann sie sich ihrem Ziele nähern.

Phantasien entstehen unter den verschiedensten inneren und äußeren Bedingungen, von denen ihre verschiedenen Formen — Traum, Tagtraum, künstlerische Vision und krankhafter Wahn — abhängen. Bleibt in diesem Wechsel eine bestimmte Gruppe konstant, so muß diese die Ursache typischer Züge werden, die allen Phantasien gemeinsam sind. Nach unseren Erfahrungen dürfen wir annehmen, daß es wirklich eine solche Gruppe gibt, die nie fehlen darf, weil nur durch ihre Hilfe die Phantasietätigkeit — wir nennen sie: Einstellung des psychischen Apparates auf Lustgewinnung im Wege der Regression — ermöglicht wird. Das Zurückstreben zur frühesten Lust, die nicht Verbot noch Sünde kannte, ist stets als Triebfeder wirksam, welche sonstigen Anlässe auch mittätig gewesen sein mögen. Die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies ist die Grundlage jeder Phantasie.

Wir behaupten also, daß die infantil-sexuellen Wünsche und Erlebnisse jener konstante Faktor sind und den unterirdischen Zusammenhang zwischen allen Phantasieprodukten, vom durchdachtesten Kunstwerk bis herab zum Stammeln des Paraphrenikers, herstellen. Dieser Versuch, Phänomene von weit auseinanderliegender psychischer Funktion und sozialer Bewertung zusammenzuwerfen, darf auf scharfen Widerspruch rechnen. Es ist darum als wertvolles Argument für den gemeinsamen Ursprung und ununterbrochenen Zusammenhang aller Phantasie-Erzeugnisse zu begrüßen, wenn wir auf Erscheinungen stoßen, die offenbar Zwischenglieder zwischen zwei Kategorien darstellen, ähnlich wie die Lehre Darwins durch die Entdeckung der Übergangsstufen zwischen den verschiedenen Gattungen gefestigt wurde.

Dem Kunstwerk muß es gegeben sein, nicht nur bei seinem Schöpfer, sondern auch bei anderen Lust zu erregen. Darum fordern wir von ihm, daß es sinnvoll, geordnet, abwechslungsreich und harmonisch sei, während der Inhalt des Traumes — auch des Tagtraumes — monoton, unmotiviert und verworren sein darf. Wurde aus irgend welchem Grunde die Herstellung der ästhetischen Fassade vernachlässigt, so kann es kein Zufall sein, wenn dann gerade dieses Werk einen traumähnlichen Eindruck hervorruft; es ist dadurch eben für die Entstehung eines Mischgebildes zwischen Traum und Kunst die günstigste Voraussetzung gegeben. Die typischen Züge, die beiden gemeinsam sind, werden in einem solchen Produkt besonders grell hervortreten und nach beiden Seiten hin — zum echten Traum und zur »reinen« Kunstübung — müssen interessante Analogien nachweisbar sein.

Wenn ein Zeichner, der in seinem Fache Rühmliches geleistet hat, einen Roman verfaßt, den er selbst auf dem Titel als »phantastisch« bezeichnet, dürfen wir wohl erwarten, daß er es mit den Regeln und Rezepten,

an die sich der erzählende Künstler hält, nicht besonders genau nimmt, daß also jener uns interessierende Fall der Zwischenstufe hier leicht verwirklicht werden kann. Diese Erwartung wird noch gesteigert, wenn es sich um einen Künstler handelt, dessen Werke auch sonst den Stempel des Absonderlichen und Unwirklichen tragen. Hören wir aber von dem Autor selbst, daß dieser Einbruch in fremdes Gebiet unter dem Zwang eines übermächtigen Affektes geschah, der ihm die Ausübung seiner eigentlichen Kunst eine Zeit lang unmöglich machte, und ferner, daß auch seine bewußte Tendenz darauf gerichtet war, Traumstimmungen festzuhalten, so müssen wir uns wohl sagen, daß wir nicht leicht ein besseres Beispiel finden können.

Was ich im folgenden als Resultat meiner Analyse darlegen werde, wurde ausschließlich aus dem Werke selbst gewonnen. Die biographischen Daten wurden mir erst nach Abschluß der Analyse bekannt. Ich benütze sie zwar hier als Beweismaterial, mir selbst waren sie bloß als Probe auf die Richtigkeit meiner Untersuchung bedeutungsvoll. Ich habe sie aus zwei Werken geschöpft, nämlich aus der interessanten Monographie von Hermann Eßwein (Alfred Kubin, der Künstler und sein Werk, München, verlegt bei Georg Müller), die auch eine große Anzahl der besten Zeichnungen Kubins enthält, und aus der Autobiographie, die der Künstler seiner Mappe »Sansara« vorangestellt hat. In der Mitteilung intimer Kindheits- und Familienerlebnisse ist der Künstler selbst viel unbefangener und offenherziger als sein Biograph; auch der Vorwurf der Indiskretion, der dem Analytiker so leicht gemacht wird, fällt hier also fort, da nur vom Analysanden selbst veröffentlichte Tatsachen herangezogen werden.

Der Inhalt des Buches ist kurz der Folgende: Der Erzähler wird — der Roman ist in der Ichform abgefaßt — in München von einem Fremden besucht, der sich ihm als Abgesandter seines ehemaligen Schulkollegen Patera vorstellt. Patera ist, so erzählt der Besucher, im Orient zu ungeheurem Reichtum gelangt. Diesen benützt er, um sein Ideal zu verwirklichen und in Zentral-Asien, streng von der übrigen Welt abgeschlossen, die Traumstadt zu erbauen. In der ganzen Welt wirbt er die geeigneten Bewohner für diese geheimnisvolle Stadt und wünscht auch seinen alten Gymnasialkollegen dafür zu gewinnen. Der Künstler entschließt sich, hauptsächlich unter dem Eindruck eines Bildes Pateras, die Einladung anzunehmen, und reist bald darauf mit seiner Frau über Baku und Samarkand in das Traumland.

Die folgenden Kapiteln schildern das Leben in Perle, der Hauptstadt des Traumlandes. Die Stadt besteht nur aus alten Häusern, die aus allen Teilen Europas zusammengekauft sind; ebenso sind alle Gebrauchsgegenstände alt — die Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts bilden die Grenze — und die Kostüme der Bewohner entsprechen derselben Zeit. Das Leben selbst spielt sich weniger in der Realität als in dem Innendasein und der Stimmung der Bewohner ab. Handel und Wandel existieren wie in der übrigen Welt, aber sie zielen weniger auf einen bestimmten äußeren Erfolg als auf die Herstellung gewisser Stimmungen. Die ganze Einrichtung der Stadt und alles Geschehen darin, ja sogar das Seelenleben jedes einzelnen wird durch einen unsichtbaren, aber allen fühlbaren Willen bestimmt und gelenkt — den Willen des Schöpfers Patera.

Zwei Ereignisse bilden den Wendepunkt: Die Frau des Erzählers stirbt an Schwindsucht; der Verlust trifft ihn aufs tiefste und doch beschließt er den Abend des Begräbnistages in den Armen eines dämonischen Weibes, der Frau des Arztes, der ihn in sein Haus aufgenommen hatte. Ein amerikanischer Milliardär namens Herkules Bell, der lange vergeblich Zutritt

in das Traumreich gesucht hatte, kommt an. Er hetzt mit Erfolg die Traumleute gegen Patera. Er warnt sie vor dem Schlaf, während dessen sich Patera ihrer Seele bemächtige. Die Folge ist zunächst ein allgemeiner Anfall von Schlafsucht. Dann beginnt der Verfall des Traumreiches. Die Tiere vermehren sich ungeheuerlich, vor allem die Schlangen. Alle Dinge verrotten und verfaulen in der kürzesten Frist. In dieser Not fallen die Fesseln von Scham und Sitte: Überall furchtbare Orgien der Wollust und des Todes, denen die Traumleute zum Opfer werden. Die wenigen Übrigbleibenden verschlingt ein Erdbeben. Dem Amerikaner ist es zwar gelungen, die Hilfe Europas anzurufen und ihm das Tor des Traumreiches zu öffnen, aber die herbeieilenden Truppen finden nur mehr eine Trümmerstätte. Der Künstler selbst, auf wunderbare Weise dem Tode entronnen, sieht visionär sein Heimatsdorf und seine Eltern — besonders den Vater — dann einen Titanenkampf zwischen Patera und dem Amerikaner und schließlich Pateras Tod. Er wird von den Soldaten aufgefunden und nach Europa in ein Sanatorium gebracht.

Die wichtigste Figur des Buches zu erklären wird uns kaum schwer fallen; schon der Namen (Patera — pater) verrät alles. »Dem Gedächtnis meines Vaters« lautet die Widmung und das Ereignis, dem das Werk seine Entstehung verdankt, ist der Tod des Vaters. Der Künstler erzählt, daß ihn dieser Verlust im Tiefsten erschüttert habe; er war nachher nicht imstande zu zeichnen. Da überfiel ihn das unwiderstehliche Bedürfnis, diesen Roman niederzuschreiben und als er damit zu Ende war, hatte er auch den Weg zu seiner Kunst zurückgefunden — er schuf die Illustrationen. So hatte ihm die Fähigkeit, seine Phantasien festzuhalten, zu formen und in eine Erzählung zu verschmelzen, dasselbe geleistet, wie anderen eine psychoanalytische Kur. Er hat mit diesem Buche seine verdrängten Affekte »abreagiert«.

Daß das Buch zum größten Teil eine Verherrlichung des Vaters enthält, wird der psycho-analytisch Geübte auch ohne Hilfe dieser Angaben unschwer erraten. Der übergewaltige Schöpfer, der alle Geschicke lenkt und meistert, dem alles untertan ist, das kann ja niemand anders sein als der Vater, wie er sich dem Geiste der Kinder darstellt. Wenn sich auch später dies Bild verschiebt und verzerrt, strebt das Kind doch immer wieder nach jener ursprünglichen Einstellung zurück. Eine Reihe kleiner Übereinstimmungen in unserem Falle ist ganz darnach angetan, auch Zweifler zu überzeugen. So wird an vielen Stellen Pateras Schönheit, sein Gesicht und sein Körper, die »Anmut und Reinheit der Formen« (S. 329) gepriesen. Der Dichter nennt in der Biographie seinen Vater das »Urbild männlicher Schönheit und Kraft«. Neben der ungeheuren Macht Paters kommt vor allem sein unendlicher Reichtum in Betracht — und der Dichter berichtet, daß er trotz der ärmlichen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, seinen Vater für den reichsten und mächtigsten Mann gehalten habe — wobei übrigens nur die bewußte Erinnerung dieses absolut typischen Kinderglaubens unsere Aufmerksamkeit erregen darf. In Salzburg lernt der Held des Romans Patera kennen — und in Salzburg wurde Kubin mit seinem Vater bekannt, der während der ersten zwei Lebensjahre des Sohnes in der Ferne geweilt hatte. Dem Ankömmling in der Traumstadt fällt an der Wand des Gasthofzimmers ein Bild Benedek's auf — Kubin's Vater hatte als österreichischer Offizier den Feldzug des Jahres 1866 in Böhmen mitgemacht. Auch der Zug, daß Patera Städte und Länder nach seinem Willen umschafft, sowie der genaue Plan von »Perle«, den der

Künstler seinem Buche beigibt, scheint auf den Beruf des Vaters, der nach dem Austritt aus der Armee Geometer wurde, zurückzugehen. Mit dieser Deutung stimmt nur eines nicht überein, nämlich daß Patera Schulkamerad, also Altersgenosse des Helden ist. Ein kleiner Nebenzug stellt den Sachverhalt richtig: Im Tode wird Patera plötzlich weißhaarig.

Es gehört zu den Grundsätzen der Psychoanalyse, daß ein weit über das Normale hinausgehender Affekt auf eine Unterströmung deutet, die jenem Affekt gerade entgegengesetzt ist und durch die Übertreibung kompensiert werden soll. In unserem Falle müßten wir dann aus der schwärmerischen Vergötterung Pateras auf einen alten, nie ganz bezwungenen Haß schließen. Dieser kommt in dem Buche an vielen Stellen zu Wort, wo der Verstimmte und Enttäuschte gegen Patera loszieht, gegen den »Folterknecht« kalte Verachtung fühlt. Auch diese Doppeleinstellung entstammt dem Verhältnisse zum Vater. Der grenzenlose Schmerz über seinen Tod, den der Künstler für den tiefsten Eindruck seines Lebens erklärt, wird uns wohl schon vermuten lassen, daß auch Selbstvorwürfe wegen des Hasses und der daraus entspringenden bösen Wünsche am Werke waren. Die Unfähigkeit zu zeichnen, die dem Tode des Vaters folgte — ein exquisit neurotisches Symptom — kann nur als Selbstbestrafung gedeutet werden. Nicht minder verräterisch ist eine frühere Äußerung seiner Neurose. Während der militärischen Dienstzeit erlitt Kubin einen schweren Anfall mit längerem Bewußtseinsverlust, als er den Leichenzug eines höheren Offiziers aus der Kaserne ausrücken sah. Wenn wir uns erinnern, daß sein Vater Offizier war und daß alle Offiziersleichen mit demselben militärischen Pompe bestattet werden, kann es kaum fraglich sein, welchen Wunsch er in jenem Augenblicke in seiner Phantasie realisiert sah. Übrigens hat der Dichter selbst, in seiner Autobiographie ein Seelenforscher von ungemeiner Schärfe und Aufrichtigkeit, das Zutreffen dieser Schlüsse bestätigt. Er berichtet, wie er den Vater bei jener ersten Bekanntschaft als »unliebsamen Störer« seines Verhältnisses zu seiner Mutter empfand und durch ein Geschenk versöhnt, nur »einstweilen« mit ihm Frieden schloß. Später, als er nach dem Tode der Mutter als durchgefallener Schüler nach Hause kam und von dem verbitterten Vater streng und ungerecht behandelt wurde, fühlte er »Haß, Haß, Haß« gegen ihn und wünschte »ihm und allen Menschen den Tod.«

Es liegt nun nahe, danach zu forschen, ob die zärtliche Neigung des Kindes zur Mutter, die doch nicht wenig stark gewesen sein muß, da der Vater sogleich mit Eifersucht empfangen wurde, keine Spur im Roman zurückgelassen hat. Hier muß zuerst auf den seltsamen Zug hingewiesen werden, daß der Erzähler im Roman gezwungen wird, das Kostüm der sechziger Jahre anzulegen und sich mit dem Hausrat jener Zeit zu umgeben. Dieses Zurückversetzen wird erklärlich, wenn wir wissen, daß um diese Zeit herum die Eltern Kubin's sich vermählten, daß er also die Zeit korrigiert, um einen typischen Wunsch der Knabenseele: mit der Mutter verheiratet zu sein, in Erfüllung gehen zu lassen. Dazu stimmt es gut, daß die Frau, mit der der Künstler im Roman verheiratet ist, an Schwindsucht stirbt, wie es bei seiner Mutter wirklich der Fall war. Die Schilderung des Sterbens ist von unmittelbarer Lebenswahrheit und von einer Intensität, der man die nachzitternden Kindheitseindrücke anmerkt. Durch den plötzlichen Tod seiner Braut hat der Künstler wohl eine Auffrischung dieser Eindrücke erhalten. Die Kindheitsbiographie läßt uns übrigens auch hier nicht im Stich. Als halbwüchsiger Junge machte Kubin einen Selbstmord-

versuch; er unternahm eine zweitägige Reise, um sich auf dem Grabe seiner Mutter zu erschießen. Der Kinderwunsch »bei der Mutter zu schlafen« hatte sich also noch in so später Zeit durchzusetzen gewußt. Da die Selbstmordabsicht nicht besonders ernst war, dürfte er sogar das einzige wirkliche — natürlich unbewußte — Motiv jener Reise gewesen sein.

Es ist im Roman nicht recht motiviert, warum der Arzt den Erzähler, den er nur daher kennt, daß er sein Hausherr war und seine Frau behandelte, in seinen Haushalt aufnimmt. Dadurch erhält aber die Liebesszene mit der Gattin des Arztes einen besonderen Zug, der uns gestattet, sie in den Zusammenhang des Mutterkomplexes einzureihen: Der Hausherr — im doppelten Sinne — wird während seiner Abwesenheit von jemandem, der als Familienmitglied angesehen werden kann, betrogen. Die Angst, die mit Inzestphantasieen verbunden sein muß, wird durch das Grauen darüber ersetzt, daß sich das Ganze am Tage der Beerdigung der Frau abspielt.

Weniger einfach ist die Figur des »Amerikaners«. Als Revolutionär gegen die Macht Pateras ist er eine Darstellung der Trotzeinstellung und Auflehnung gegen den Vater, also ein Abbild des Sohnes. Er trägt aber eine Reihe von Zügen, die ihn auch als eine Abspaltung der Vatergestalt kennzeichnen. Wie Patera ist er unermeßlich reich und von außerordentlicher Willensstärke. Seine Körperkraft, die an einigen Stellen betont wird, kennzeichnet ihn ebenfalls für die Vaterrolle. Hie und da wird auch angedeutet, daß er eigentlich mit Patera identisch sei. Er ist also eine Mischbildung zwischen Vater und Sohn, oder wenn man will, ein Abbild des Sohnes, der bald dem Vater trotzt, bald sich mit ihm identifiziert. (Ähnlich erklärt Prof. Jones in seiner Studie über die Nachtmahr die psychologische Konstruktion des mittelalterlichen Teufels.)

Einzelne Schilderungen des Romanes verraten ihre Herkunft aus den uns von der Traumdeutung her bekannten typischen Erlebnissen und Wünschen. So besonders die Geschichte vom großen Uhrbann. In der Mitte des Marktplatzes von »Perle« erhebt sich ein Turm, der oben eine Uhr trägt. Unten befinden sich zwei Türen, um die sich die Traumstädter drängen. »Einer nach dem andern verschwindet: jeder will ein bis zwei Minuten dadrin bleiben. Die Heraustretenden haben dann sämtlich tiefbefriedigte fast glückliche Mienen.«

Was befindet sich im Innern? Der Held der Geschichte will es erfahren und tritt ein. »Man kommt in eine kleine, winklige, leere Zelle, zum Teil mit rätselhaften Zeichnungen, wohl Symbolen bedeckt. Hinter der Mauer hört man das gewaltige Pendel mächtig hin und herschwingen .... Über die Steinwand strömt Wasser, ununterbrochen strömt es. Ich tat, wie der Mann, der nach mir eintrat, blickte die Wand starr an und sagte laut und deutlich: »Hier stehe ich vor Dir«. Dann geht man wieder hinaus ... Die Frauen haben ihre eigene Seite, mit eigenem Eingang, was, wie in der ganzen Welt, durch kleine Aufschriften kenntlich gemacht ist. Aber das Merkwürdigste: Seit dem Tage, wo ich mir diese Erfahrungen verschaffte, fühlte ich, wie auch mich der Zwang überkam ..... Auf dem Lande soll jeder Bauernhof sein Uhrwinkel haben. Ich suche Tag für Tag zur bestimmten Stunde das meinige auf.«

An welche höchst prosaische Einrichtung dieser mysteriöse Uhrturm erinnert, deutet der Autor selbst an. Er hat gewissenhaft kaum einen Zug ausgelassen. Die beiden Eingänge, die kleine Zelle, die Wasserspülung und die Gewöhnung an eine bestimmte Stunde, das alles läßt keinen Zweifel daran zu, daß ein Akt, der die kindliche Phantasie stark beschäftigt, der

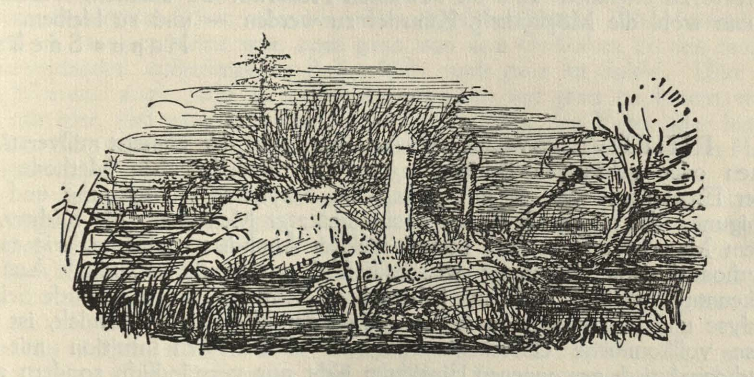
Abortbesuch, hier reproduziert wird, wobei charakteristischer Weise alle Nebendetails beibehalten wurden, während die Hauptsache — der Defäkationsakt selbst — der Verdrängung anheimfiel; dadurch erhält das Ganze den Charakter des Zwecklosen und Sinnlosen, des »Bannes«, der es einer neurotischen Zwangshandlung völlig ähnlich macht. Die »rätselhaften Zeichnungen« an den Wänden sind uns allen wohlbekannt; sie geben dem Kind oft die ersten, nur halbverständlichen Andeutungen über die Tatsachen des Geschlechtsverkehres oder machen es mit den vulgären Ausdrücken dafür bekannt und üben dadurch eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf den kindlichen Geist aus. Was bedeutet jenes »Hier stehe ich vor Dir«? Ich möchte glauben, daß damit zugleich eine Verhöhnung des Vaters und eine exhibitionistische Regung, die auf Erlebnisse der frühen Kindheit zurückgehen mag, ausgesprochen werden soll. Wem es unwahrscheinlich dünkt, daß eine so niedrige und gemeine Sache in den Phantasien eines bedeutenden Künstlers wirklich eine große Rolle spiele, wer an die Bedeutung, die Freud der infantilen Anal-Erotik zuschreibt, nicht glauben will, der kann im letzten Absatz unseres Buches, wo der Verfasser den ganzen Sinn zusammenfaßt, die Worte finden: »Die Liebe selbst hat einen Schwerpunkt ‚zwischen Cloaken und Latrinen'«.

Damit ist die sonderbare Verbindung der Abortphantasie mit dem Uhrturm keineswegs aufgeklärt, und aus dem Romane selbst konnte ich zu keinem Verständnis dieses Details gelangen. Dagegen zeigt eine an anderem Ort veröffentlichte Zeichnung auf das deutlichste, welche Phantasien der Künstler mit dem Uhrturm verknüpft. Dieses Blatt stellt nämlich einen solchen Turm dar, die Stelle des Uhrzeigers aber nimmt ein Schwert ein und statt der Stundenziffern stehen Menschenköpfe, die der Zeiger absäbelt. Es sind lauter bärtige Männerköpfe und nur der letzte gehört einer Frau. Man fühlt sich zu der Deutung versucht, daß das mit dem frühen Tode der Mutter unzufriedene Kind mit dem Schicksal haderte und es lieber gesehen hätte, wenn die Todesstunde zuerst dem strengen Vater geschlagen hätte, so daß es, wie in den zwei ersten Lebensjahren, mit der Mutter allein geblieben wäre.

Noch ein anderes heißumstrittenes und vielgeschmähtes Resultat der psycho-analytischen Untersuchung zeigt das Buch mit einer gerade in diesem Punkte, den die dichtesten Schleier der Verdrängungs- und Entstellungstechnik umgeben, seltenen und beachtenswerten Deutlichkeit. Die Bewunderung der Macht und Stärke des Vaters und zugleich der Neid und Trotz gegen ihn sammeln sich wie in einem Brennpunkt in einem Vorstellungskomplex: Der Knabe, den die vom Geschlechtsteile ausgehenden Lustgefühle schon in frühester Zeit seinen Penis zum Gegenstand des höchsten Interesses gemacht haben, vergleicht ihn mit dem gelegentlich beobachteten Zeugungsgliede des Vaters. Die eigene Kleinheit und Schwäche kommt ihm dabei zum Bewußtsein und stimmt ihn zur Unterordnung; gleichzeitig erwacht aber der Neid und eine glühende Rivalität, die sich in Phantasien von der Überwindung des Vaters auslebt. Von da an ist der herrschende Gedanke im kindlichen Seelenleben: »Wenn ich nur schon groß wäre!«

Wo also die Gefühlseinstellung gegen den Vater besonders intensiv ist, darf ein mehr oder weniger verhüllter phallischer Kult nicht fehlen. Den bleibt uns der Roman auch keineswegs schuldig. Es heißt dort auf Seite 93: »Nur eines dürfte vielleicht noch interessieren: Es gab einsame Orte in Wäldern und Sümpfen, wohin sich in der Dämmerung kein Wanderer wagte. Sie waren als unheimlich verschrien und jeder Träumer war froh, der dort

nichts zu suchen hatte.« Eine Illustration des Künstlers zeigt den phallischen Charakter dieser Örtlichkeiten so unzweideutig, daß es wohl genügt, sie ohne weiteren Kommentar wiederzugeben. Den engen Zusammenhang mit der Person Pateras und eine ausführliche Fruchtbarkeitssymbolik ergibt eine andere Stelle: »An gewissen Plätzen befanden sich uralte, bemooste Steine, in denen unverständliche, verwitterte Zeichen eingegraben waren. Hierher pflegten die Jäger die Eingeweide des erlegten Wildbrets zu tragen, die Fischer opferten da die Leber der Hechte und Welse, Landleute brachten ein Bund Getreide oder schichteten Äpfel und Weintrauben zu kleinen Pyramiden .... Patera kam in früheren Jahren oft hierher und wagte sich allein bei Nacht diesen heiligen Orten zu nähern. Wie ich erfahren habe, opferte er im Namen des Traumvolkes ‚der Sumpfmutter' — und verband sich aufs neue mit ihr — in Mysterien, in denen Blut und Geschlecht besonders bedeutsam waren.« Der religiöse Mittelpunkt der Traumleute ist ein geheimnisvoller Tempel am See, in dessen Mysterien der Erzähler — und infolgedessen auch der Leser — nicht eindringt. Nur bei der Schilderung des Zusammenbruches wird ihrer gelegentlich gedacht und dabei kommt ihre



phallische Natur zum Vorschein: »Ein paar in die Stadt geflohene Pfaffen plauderten Mysterien vom Tempel aus. Wie der Pöbel sie auffaßte, läßt sich denken. Die Organe der Fruchtbarkeit galten ihm nicht als Symbole geheimnisvoller Wonnen und Kräfte, sondern wurden plump als die Götter verehrt, von denen man jetzt alle Hilfe erwartete.« (S. 253.) Daß vor dem Untergang der Traumstadt die Tiere, vor allem aber die Schlangen sich so ungeheuerlich vermehrten, wurde schon erwähnt, und daß die Schlange das phallische Symbol kat' exochen ist, wird wohl kaum jemand bestreiten. Am deutlichsten wird der Dichter — sehr dem Wesen des Traumes gemäß — am Schlusse, in dem visionären Kampfe zwischen Patera und Herkules Bell: »Dann schmolz dieses Ungeheuer schnell zusammen, nur sein Geschlecht wollte nicht kleiner werden, und schließlich klebte er wie ein unscheinbarer Parasit an einem über alle Möglichkeit großen Phallus. — Dann fiel der Parasit wie eine vertrocknete Warze ab, gleich einer ungeheuerlichen Schlange kroch das fürchterliche Glied über die Erde, wand sich wie ein Wurm und verschwand, kleiner werdend, in einem der unterirdischen Gänge des Traumstaates.« Die Gestalt, die mit diesen Worten geschildert wird, ist nicht Patera, sondern der Amerikaner, den wir als Ver-

körperung des Sohnes aufgefaßt haben. Es ist offenbar eine realisierte Wunscherfüllung, wie wir sie als Wesen des Traumes kennen, die dem Sohne den riesigen und übermenschlich kräftigen (»wollte nicht kleiner werden«) Phallus verleiht.

Ich habe mit diesen Deutungen nur einen Zipfel des Vorhanges gelüftet. An höchst interessanten und wichtigen Problemen bin ich vorbeigegangen, weil sie nicht hinreichend an der Oberfläche lagen. Denn da diese Dinge, je tiefer man hinabsteigt, desto mehr ineinander verwickelt, »überdeterminiert« werden, hätte ich nichts Einzelnes herausheben können, sondern das ganze Buch mit jedem Detail heranziehen müssen.

Ein Einwand bleibt noch zu erledigen. Man könnte behaupten, daß die Verwandtschaft gerade dieses Kunstwerkes mit dem Traum, wenn auch erwiesen, zu keinem allgemeingültigen Schlusse führen könne, weil der Künstler in bewußter Absicht eine solche Verwandtschaft herzustellen suchte. Ich meine, dieser Einwand verwechselt Ursache und Wirkung. Die Traumähnlichkeit des Werkes war von Anfang an durch zwingende Gründe gegeben. Der Gabe, eine Notwendigkeit dieser Art trotz des Sturmes der Affekte zu erkennen und ihr bewußten Ausdruck zu schaffen, verdankte Kubin wohl die Möglichkeit, Künstler zu werden — und zu bleiben.

Hanns Sachs.

INTUITIVE PSYCHOANALYSE. Bei der zumeist mißverständlichen oder gehässigen Bekämpfung der psychoanalytischen Methode und ihrer Ergebnisse war es uns stets eine besondere Genugtuung und Beruhigung, daß eine große Klasse hochgeschätzter Menschen, die Dichter, in ihrem Material und in ihrer Technik vielfach Ähnliches darbieten, wie es die psychoanalytische Forschung wissenschaftlich zu fundieren sucht. Aus der Erkenntnis, daß es sich in jeder echten Dichtung um ein Stück Selbstanalyse und ihre Projektion in ein Abbild der Wirklichkeit handelt, ist uns diese vollkommene Übereinstimmung der dichterischen Intuition mit den psychoanalytisch gewonnenen Einsichten nicht nur verständlich, sondern auch als beweiskräftige Stütze wertvoll geworden, nach der wir immer gerne mit dem Gefühle der Befriedigung und Genugtuung greifen.

Eine vor kurzem in deutscher Übersetzung erschienene Erzählung eines russischen Dichters*, welche einzelne bedeutungsvolle Episoden aus der Entwicklungsgeschichte eines Knaben schildert, verblüfft sowohl darstellerisch als inhaltlich durch die Ähnlichkeit mit unseren Kinderanalysen. Dem psychoanalytischen Leser bleibt hier kaum die Aufgabe, das Material nach gewissen ihn interessierenden Gesichtspunkten zu ordnen, denn der Dichter hat seine Schilderung weniger nach der zeitlichen Aufeinanderfolge als direkt nach einzelnen »Komplexen« angeordnet. So sind einzelne Kapitel überschrieben: Der Vater, Visionen, die Mutter, der jüngere Bruder, Tante Katja, der Lehrer, die Schwester etc. Die in Ichform wiedergegebene Schilderung der inneren Entwicklungsvorgänge des Knaben beginnt mit der ersten Erinnerung an den Vater aus dem dritten oder vierten Lebensjahre und reicht bis in den Anfang der Pubertät (das vorletzte Kapitel: »Siebzehn Jahre«). Ihren äußeren Abschluß findet die Erzählung mit der einige Jahre später erfolgten Verurteilung des älteren Bruders zum Tode, die den Helden

* Ossip Dymow: Der Knabe Wlaß. — Übersetzt von Sonja Wermer (Berlin, Paul Cassierer, 1910).

als Kunstakademiker und zukunftsreichen Künstler wieder für kurze Zeit in die Heimat zurückführt, von der er sich völlig losmachen mußte, um sein eigenes Leben leben zu können.

Als eine der ersten Erinnerungen an den Vater wird (S. 2) eine Szene erzählt, in der bereits der ganze Oedipus-Komplex sich enthüllt: Die instinktive Parteinahme für die Mutter und Abneigung gegen den Vater, die sich in Form von tagsüber unterdrückten, im Traume auftauchenden Todeswünschen äußert, welche auf das eigene Ich zurückgewendet erscheinen. »Da es die Mutter war, die weinte, und der Vater ruhig war, galt es mir für ausgemacht, daß er daran schuld sein mußte. Sicherlich hatte er ihr einen Schmerz zugefügt, sie vielleicht gar geschlagen. Bis heute denke ich so und werde es mir wohl nie anders erklären können. Damals sah ich ihn, nur dies einzige Mal, und habe ihn mir so für's ganze Leben eingeprägt: den runden Schädel, den rothaarigen Schnurrbart und die unrasierten Wangen. Er trug einen umgelegten Kragen, der vorne in zwei dreieckige Spitzen auslief — auf der Wange meiner Mutter aber, unter ihrem Auge, lag eine große Träne. Ich dachte mir damals, daß sie sich absichtlich eingeschlossen hätten, daß es zwischen ihnen ein Geheimnis gäbe, daß sie zusammen etwas Böses ersonnen oder ausgeführt hätten. Ich schämte mich, weil ich hineingestürmt war, noch ganz von dem Gedanken an den zweimal hintereinander aufgefangenen Ball erfüllt, noch ganz im Spiele. Und nicht in Worten, auch nicht in Gedanken, sondern nur ganz im Innern wurde es mir klar, daß man die Mutter beschützen müsse, den Vater aber hindern sollte ihr weh zu tun und ihn, wenn irgend möglich, aus unserem Hause hinauswerfen.«

»Zu jener Zeit verfolgte mich ein Traum, der mich bis zum Entsetzen ängstigte. Mir war, als ginge unter unserem Fenster eine Menschenmenge vorbei, die frohlockend eine schwarze Kiste trug und vor unserer Türe stehen blieb. Im Wachen verstand ich nichts vom Tode, hatte auch noch nie einen Leichnam gesehen, allein im Traume wußte ich ganz genau, daß in der schwarzen Kiste ein Toter liege und daß sie mich suchten, um mir ihn zu zeigen und mich zu strafen, w e i l i c h i m W a c h e n n i c h t s d a v o n w u ß t e. Entsetzt lief ich vom Fenster weg, versteckte mich hinter dem Schrank, aber der Mann, der der Prozession voranging, kauerte sich nieder, blickte um die Ecke und unsere Augen begegneten sich. Nie in meinem Leben empfand ich ein größeres Grauen, als während dieses Traumes. Und nun dachte ich: wenn sie noch einmal mit ihrer schwarzen Kiste kommen, weise ich sie ganz einfach an diesen breitschultrigen Mann mit dem roten Schnurrbart und den unrasierten Wangen. Da wird er schon erfahren, was es bedeutet, die Mutter zum Weinen zu bringen.«

»Zugleich, freilich ohne es mir selbst zu gestehen, glaubte ich, wenn ich sie an den Vater wiese, dann werden sie mich ganz und gar in Ruhe lassen.« Ein Jahr später werden die Kinder in der Nacht durch den Selbstmord des Vaters geweckt und die Mutter erscheint mit Tränen in den Augen: »Also beleidigte und kränkte er sie tatsächlich des Nachts. Ich hielt's nicht aus und sagte: ‚Mamachen, warum jagst du ihn nicht aus unserem Hause! Mag er nur gehen!' (S. 5). Am Tage des Leichenbegängnisses beginnen bereits die Selbstvorwürfe wegen der Todeswünsche sich zu äußern: »Ich war überzeugt, daß der Schlafende aufspringen und mich anfassen würde, sobald ich ihm nur näher käme, weil ihm ja j e t z t a l l d a s b e k a n n t s e i n m u ß t e, w a s i c h g e d a c h t u n d g e p l a n t h a t t e« (S. 7). »Mit einem Male trug die Menschenmenge verstohlen

eine schwarze Kiste an mir vorbei und darin — das wußte ich, lag mein Feind, mein Vater . . . . Ich wünschte, man möge ihn rascher eingraben, um uns so auf immer von ihm zu befreien. Dabei hatte ich das Gefühl, er, in der Kiste, kennt meine Gedanken, aber ich weiß, wenn er erst unter der Erde liegt — kann er mir nichts mehr anhaben. Dann wird er bestraft werden, man wird ihn braten, aber er selbst trägt ja die Schuld daran . . « (S. 8). Neben dieser rachsüchtigen Befriedigung über den Tod des Gehaßten erwachen, ebenfalls am Begräbnistage, die dem Vaterhaß zugrunde liegenden libidinösen Regungen gegen die Mutter. Auf dem Wege zum Friedhof, im Wagen, »uns gegenüber, saß eine schöne Dame mit einem großen Hute, und von dieser strömte ein Duft aus, süßer als der der Blumen. Ich wendete den Blick nicht von ihr ab und dachte, wenn Mama so gekleidet wäre und so duftete, könnte man sie endlos küssen. Ihre Hand im schwarzen Handschuh lag am Wagenfenster. Ich rückte leise heran und, als blickte ich durchs Fenster, preßte ich die Lippen auf die herrlich duftende Hand. Die Dame sah mich an, zog aber die Hand nicht weg. Meine Schwester Olja hatte mein Manöver durchschaut; ihre Augen blitzten und ich verstand, daß sie sich für die Mutter beleidigt fühle und diese Dame hasse. Ich rückte leise fort — beschämt, betroffen und so süß, so süß erregt« (S. 8).

Jahre hindurch wird dann der Knabe durch »Visionen« des Verstorbenen gequält (S. 11) und überträgt die am Vater bereits realisierten Todeswünsche auf andere störende Personen seiner nächsten Umgebung. So auf den um zwei Jahre jüngeren Bruder Wadim als er im Alter von sieben Jahren ernstlich erkrankt. Er sagt ihm: »Du brauchst nicht zu leben. Du bist rothaarig.« — »Du wirst sterben, Wadim. Ich fühle es, ich weiß, daß du nicht leben wirst« (S. 25). Und auf die Zweifel des Kranken, der sich auf die hoffnungsvolle Aussage des Arztes beruft, versucht der kleine Held den unliebsamen Konkurrenten durch Andichtung des »Familienromans« zu beseitigen. »Ein Fluch liegt auf dir . . . Niemand weiß es, nur ich allein. Du warst klein und lagst in der Wiege. Ich schlief im selben Zimmer. Einst erwachte ich des Nachts und hörte, wie die Mutter schon entkleidet und mit aufgelöstem Haar neben Dir stand und fluchte. Du gehörst nicht zu uns, Du bist ein Fremder . . . Keiner entsinnt sich dessen, wie Du zu uns gekommen bist« (S. 26). Und in ebenfalls typischer Weise reagiert das kranke Kind, das ja auf erhöhte Liebe und Teilnahme rechnet*, indem es beschließt, sich durch seinen Tod zu rächen: »Möge ich nur sterben,« sagte er. »Ich werde im Grabe sein und sie wird um mich weinen« (S. 27). Als derselbe Bruder später einmal gelegentlich eines Streites mit Wlaß einen epileptischen Anfall bekommt** (S. 39) und einige Jahre später in eine Anstalt gebracht werden muß, regt sich bei Wlaß das alte Schuldbewußtsein, das ihm vorhält, er habe das Unglück des Bruders auf dem Gewissen (S. 40). Auch auf den Lehrer, diese bedeutsame Person in der »Vaterreihe«, überträgt der Knabe seinen Haß: »Alles was er an-

* An anderer Stelle (S. 206) wird berichtet, wie die Mutter den Kindern das Essen aufdrängen mußte, »wenn wir erkrankt waren und man uns in ihr Bett hineingelegt hatte. Aber wir hatten damals stets mit nein geantwortet, um das Gewicht der Krankheit zu verstärken, um Mitleid für uns zu erwecken und die Mutter und die übrigen zu quälen, und erst nach einer halben Stunde willigten wir verlegen ein.«

** Auf die »kriminelle« Wurzel des epileptischen Anfalls hat Stekel im I. Band des Zentralblatt f. Psa. (S. 220 ff.) hingewiesen.

hatte und was ihn betraf, erschien mir unförmig, groß, feindselig, unangenehm, wie aus einer fremden, öden, großen Welt, in die man mich einmal hineinstoßen würde, trotz alles meines Sträubens. Der Lehrer erschien mir wie von dort hergesandt, wo man raucht, unangenehm duftende Kleider trägt, wo auf den Fingern und sogar auf den Ohren Haare wachsen und wo einst der schreckliche Vater war. Indes ich den Kopf über dies Heft neigte und die Augen senkte, loderte von Zeit zu Zeit der Haß gegen meinen Lehrer in mir auf, und wie es in jenem Lebensalter bei mir die Regel war — wünschte ich ihm heimlich den Tod« (S. 61). Neben diesen echten unzerstörbaren Haßregungen gegen den gleichgeschlechtlichen Konkurrenten ist sehr fein das Vorübergehende und Unechte in dem Todesgedanken ausgedrückt, die sich gelegentlich auf die geliebte Mutter richten. Eines Nachts wird der Lehrer in ihrem Hause verhaftet und der Lärm beunruhigt Wlaß: »Es kam mir vor, als sei die Mutter gestorben. Ich dachte der grausame Gott habe mich in Schutz genommen und sie für den Klaps auf meine Hand bestraft. In der Tiefe meiner Seele glaubte ich nicht an diese Gedanken, aber ich reizte mich damit, um mich dann umso leichter quälen zu können« (S. 70). Psychologisch vortrefflich geschildert ist auch die später erfolgende Reduktion des infantil übertriebenen Vaterhasses und seine Auflösung nach 15jährigem Bestehen und Fortwirken über den Tod des Vaters hinaus, gelegentlich der Abreise des älteren Bruders: »des Mannes mit den unrasierten Wangen und der schwarzen Binde auf der Stirn war schon viele Jahre in unserem Hause nicht erwähnt worden. Jetzt, zu dieser ungewöhnlichen Stunde . . . erschien er von neuem . . . aber es war, als hätte ich mich mit ihm versöhnt. . . . Als wäre er kleiner geworden, so wie Mama neben Jurij; er erschien mir lieb und einfach, und es war sehr häßlich, vierzehn Jahre unter der Erde liegen zu müssen. Wäre er am Leben gewesen, wir wären vielleicht Freunde geworden . . . (S. 194).« Ähnlich ist dann auch, gelegentlich der ersten intensiven Verliebtheit in ein Mädchen, die Ablösung von der Mutter angedeutet, die ihm zum erstenmale alt und unschön erscheint: »Ich dachte an jene große Schönheit der Frauenjugend, die ich eben gesehen und empfunden hatte und an dieses geknüllte, auf einem alten Sessel hingeworfene Kleid . . . Sie blickte uns nicht so wie sonst mit kalter Strenge an, nein, traurig, kläglich — alt, mit zerzaustem schon gelichtetem Haar« (S. 187).

In den Rahmen des Inzestkomplexes gehört noch die Erweckung sexueller Gefühle durch eine im Hause lebende Tante und die Eifersucht auf den neuen Onkel, an dem ihm quälend war, »wenn er meiner Mutter ‚du' sagte« (S. 55); ferner die eifersüchtigen Regungen, als er der Schwester hinter eine Liebschaft kommt, was er als Verrat empfindet (S. 163 f.): »Sehr unklar und wie von der Ferne dachte ich manchmal an ein Duell mit ihm. Ich stellte mir vor, ich würde am rechten Arm verwundet, die ganze Stadt geriet in Aufregung, meine Photographie würde im Schaufenster ausgestellt. Von nun an könnte ich nur mit der linken Hand zeichnen, und nach einigen Jahren würden die Petersburger Zeitungen schreiben: Der berühmte Maler, der Linkshänder« (S. 165). Es ist dies eine typische Ehrgeizphantasie mit erotischem Hintergrund; er hatte sich vorgenommen, »die Ehre der Schwester zu schützen«, hatte sich aber selbst in den Liebhaber der Schwester verliebt, als er ihn zur Rede stellen wollte (S. 167). Überhaupt ist für ihn die bereits im Vaterkomplex aufgezeigte Vermengung von Liebe und Haß derselben Person gegenüber, die auch immer zu über-

triebener Reue führt, charakteristisch. »Ich begriff damals nicht, daß ich mich mit dem Baron zerstritten hatte, d. h. mit ihm nicht sprach, weil es sich so leichter phantasieren ließ. Die Wirklichkeit vermochte mich nicht zu enttäuschen und nicht zu kränken, weil ich sie von mir vertrieben, mich vor ihr geflüchtet und in die Nacht meiner Seele verschlossen hatte. Zuerst schüchtern, dann immer überzeugter, begann ich zu glauben, daß der Baron von den gleichen Gedanken und Empfindungen erfüllt sei und daß er sich nur nicht getraue, es seinem ‚Feinde' zu offenbaren. Die Worte ‚Freund und Feind' vermengten sich in mir. Es war dann so, als wären beide ein und dasselbe: der ‚Feind', das war ein geheimer Freund, der mehr zu bedeuten hatte als ein offenkundiger.... Oft schrieb ich auf Papierschnitzel, als unterschriebe ich mich: ‚Dein F—nd' und vermochte es dann selbst nicht zu sagen, welche Buchstaben ich weggelassen hatte« (S. 125). In dieser seltsam verdrängten Freundschaft zu dem um seine Sexualerfahrungen beneideten Jüngling ist ein Stück normaler gleichgeschlechtlicher Neigung sehr fein angedeutet.

Außer diesen mit psychoanalytischer Scharfsicht geschilderten Komplexkonstellationen bietet die originelle Art der Erzählung noch eine Reihe für den Psychoanalytiker interessanter und wertvoller Züge. So die merkwürdige Art, wie der Knabe Beleidigungen »abreagiert, indem er sie mit dem Datum versehen auf Zettelchen notiert und diese in einem Versteck sammelt (S. 100 u. fg.). Oder die klassische Symptomhandlung (S. 53), wenn er in Erinnerung an den Vater, an dem ihm in frühester Kindheit der Kragen mit den umgelegten dreieckigen Spitzen aufgefallen war (S. 2, S. 11), »alle Visitenkarten auf dem Tischchen im Salon durchwühlt und an allen die obere rechte Ecke einbiegt«. Wie ferner Jurij, der entsetzliche Angst vor Küssen hat (S. 159) und sich, um dem Geburtstagskuß der Schwester zu entgehen, das Gesicht einseift, am Morgen seiner Abreise ein Erbrechen produziert (S. 188), um dann den Vorwand gebrauchen zu können: »Man kann mich nicht küssen, ich habe mich vorhin erbrochen, ich weiß nicht«. Und wie Wlaß diesen unbewußten hysterischen Abwehrmechanismus, der durch die Doppelfunktion der erogenen Mundzone ermöglicht wird, sich ganz konsequent als bewußten Ablehnungsakt erklärt: »Heute dünkt mir, er habe vorsätzlich etwas getrunken oder gegessen, um das Erbrechen hervorzurufen und sich nicht küssen lassen zu müssen.« (S. 194.)

Mit den letzten Beispielen haben wir vielleicht den Rahmen dieser Mitteilung insoferne schon überschritten, als wir das vorliegende Material nicht mehr als rein intuitiven Beleg gewisser psychoanalytischer Forschungen, sondern bereits als Objekt derselben betrachteten, indem wir dem Dichter Auffassungen unterlegten, von denen sich zunächst nicht sagen läßt, ob sie seiner bewußten Erkenntnis oder der unbewußten Gestaltung entsprungen sind. Wenn auch der Dichter einzelne Komplexe in weitgehendem Maße künstlerisch zu bewältigen, d. h. hinaus zu projizieren vermag, wie den kindlichen Oedipuskomplex, den der Pubertätszeit angehörigen Dirnenkomplex, wenn er auch das Unbewußte und die Determination im Seelenleben, wie nicht anders möglich, richtig ahnt, so hat doch seine intuitive Einsicht ganz andere Formen und engere Grenzen als die bewußte Erkenntnis. Daß er aber auf seine Weise und mit seinen Mitteln zu ähnlichen Ergebnissen gelangt, gerade das macht uns die Übereinstimmung so wertvoll. Und wenn auch beim Dichter noch viele Zusammenhänge unbewußt bleiben müssen, so darf man doch mit dem Knaben Wlaß von ihm sagen, daß er »mit der Herzspitze alles, wenn auch unklar, errate«. (S. 114.)

Rank.

STEPHAN ZWEIG, »Erstes Erlebnis. Vier Geschichten aus Kinderland.« Leipzig 1911, Inselverlag.

Die Novellensammlung von Stephan Zweig ist eine der psychologisch wichtigsten Dichtungen, die ich in den letzten Jahren gelesen habe. Vor diesem erschütternden und nachhaltigen Eindruck verblassen wertvollste Bücher, welche Kinderpsychologie künstlerisch formten: Manns »Buddenbrooks«, Hesses' »Peter Camenzind« und »Unterm Rad«, Strauß' »Freund Hein« und Musils »Verwirrungen des Zöglings Törless«. Lebten wir nicht in Deutschland, wo der Erguß des begeisterten Pubertätsidealismus höher geschätzt wird als die künstlerische Gestaltung feinster und verwickeltster seelischer Konflikte, würde von diesem Buche eine Reform der Kinderpsychologie in der Kunst ausgehen. Alle Erzählungen schildern das Erwachen der Geschlechtlichkeit, den Sturm dieser Gefühle, das schmerzvolle Glück der ersten Enthüllung und das fürchterliche Grauen vor diesem Geheimnis in der Kinderseele. Von den vier Novellen, welche der Band umschließt, möchte ich zwei als die psychologisch wertvollsten und interessantesten herausholen. Die erste heißt »Die Gouvernante.« Zwei kleine Mädchen erfahren zufällig, daß ihre Gouvernante ein Kind bekommt. Ich muß diese kleine Szene, die jeden Psychoanalytiker durch ihre Wahrheit erfreuen wird, hierhersetzen.

»Die Jüngere starrt ganz verstört vor sich hin. ‚Ein Kind! Das ist doch unmöglich. Wo soll sie denn das Kind haben?'

‚Ich weiß nicht. Das ist es ja, was ich nicht verstehe.'

‚Vielleicht zu Hause wo . . . . bevor sie zu uns herkam. Mama hat ihr natürlich nicht erlaubt, es mitzubringen, wegen uns. Darum ist sie auch so traurig.'

‚Aber geh, damals hat sie doch Otto noch gar nicht gekannt!'

Sie schweigen wieder, ratlos, unschlüssig herumgrübelnd. Der Gedanke peinigt sie. Und wieder fängt die Kleinere an: ‚Ein Kind, das ist ganz unmöglich. Wieso kann sie ein Kind haben? Sie ist doch nicht verheiratet und nur verheiratete Leute haben Kinder, das weiß ich.'

‚Vielleicht war sie verheiratet.'

‚Aber sei doch nicht so dumm. Doch nicht mit Otto.'

‚Aber wieso . .?' Ratlos starren sie sich an.

‚Das arme Fräulein', sagt die eine ganz traurig. Es kommt immer wieder dieses Wort, ausklingend in einen Seufzer des Mitleids. Und immer wieder flackert die Neugierde dazwischen.

‚Ob es ein Mädchen ist oder ein Bub?'

‚Wer kann das wissen.'

‚Was glaubst du . . . wenn ich sie einmal fragen würde . . . ganz, ganz vorsichtig . . .'

‚Du bist verrückt!'

‚Warum . . . sie ist doch so gut zu uns.'

‚Aber was fällt dir ein! Uns sagt man doch solche Sachen nicht. Uns verschweigt man alles . . . . . .'

‚Weiß du . . . was ich eigentlich am wenigsten verstehe, ist, daß Otto nichts davon gewußt haben soll. Man weiß doch, daß man ein Kind hat, so wie man weiß, daß man Eltern hat.'

‚Er hat sich nur so gestellt, der Schuft. Er verstellt sich immer.'

‚Aber bei so etwas doch nicht. Nur , . . nur . . . wenn er uns etwas vormachen will.'

Die infantilen Sexualtheorien, die kindliche Sexualneugierde und Un=

gewißheit treten hier getreu heraus. Und wunderbar ist auch geschildert, wie nachhaltig dieses Rätsel auf die Kleinen wirkt:

‚Ganz anders sind die Kinder geworden in diesen paar Tagen. Sie haben ihre Spiele verloren und ihr Lachen, die Augen sind ohne den munteren, unbesorgten Schein. Eine Unruhe und Ungewißheit ist in ihnen, ein wildes Mißtrauen gegen alle Menschen um sie herum. Sie glauben nicht mehr, was man ihnen sagt, wittern Lüge und Absicht hinter jedem Wort. Sie blicken und spähen den ganzen Tag, jede Bewegung belauern sie, jedes Zucken, jede Betonung fangen sie auf. Wie Schatten geistern sie hinter allem her, vor den Türen horchen sie, um etwas zu erhaschen, eine leidenschaftliche Bemühung ist ihnen, das dunkle Netz dieser Geheimnisse abzuschütteln von ihren unwilligen Schultern oder durch eine Masche in die Welt der Wirklichkeit wenigstens einen Blick zu tun. Der kindische Glaube, diese heitere, sorglose Blindheit, ist von ihnen abgefallen. Und dann: sie ahnen aus der Schwüle der Geschehnisse irgend eine neue Entladung und haben Angst, sie könnten sie versäumen. Seit sie wissen, daß Lüge um sie ist, sind sie zäh und lauernd geworden, selbst verschlagen und verlogen. Sie ducken sich in der Nähe der Eltern in eine nun geheuchelte Kinderhaftigkeit hinein und flackern dann auf in eine jähe Beweglichkeit. Ihr ganzes Wesen ist aufgelöst in eine nervöse Unruhe, ihre Augen, die früher einen seichten Glanz sanft trugen, scheinen funkelnder und tiefer. So hilflos sind sie in ihrem steten Spähen und Spionieren, daß sie gegenseitig inniger werden in ihrer Liebe. Manchmal umarmen sie einander plötzlich stürmisch aus dem Gefühl ihrer Unwissenheit, nur dem jäh aufquellenden Zärtlichkeitsbedürfnis überschwenglich nachgebend oder sie brechen in Tränen aus. Anscheinend ohne eine Ursache ist ihr Leben mit einem Male eine Krise geworden«.

Die Kinder erhorchen eine Szene, in deren Verlauf ihre Mama die Gouvernante entläßt. Und zum erstenmale lehnen sie sich gegen die Mutter auf. Die Gouvernante tötet sich. Der Verführer wird herbeigerufen und begrüßt die Kinder. Sie wenden sich entrüstet von ihm ab. »Sie wissen jetzt alles. Sie wissen, daß man sie belogen hat, daß alle Menschen schlecht und niederträchtig sein können. Sie lieben ihre Eltern nicht mehr, sie glauben nicht mehr an sie. Zu keinem, wissen sie, werden sie Vertrauen haben dürfen, nun wird sich auf ihre schmalen Schultern die ganze Last des ungeheuren Lebens türmen.« Der Zugang zu ihren Seelen ist auf Jahre hinaus für jeden abgebrochen. Eine unbestimmte Angst treibt sie zueinander und sie pressen im Bett die unentwickelten Körper aneinander und weinen. »Es ist nicht mehr das Fräulein, um das sie weinen, nicht die Eltern, die nun für sie verloren sind, sondern ein jähes Grauen schüttelt sie, eine Angst vor alledem, was nun kommen wird aus dieser unbekannten Welt, in die sie heute den ersten Blick getan haben«.

Professor Freud und seine Schule haben nachgewiesen, wie dergleichen frühe Eindrücke zu Traumen für die Kinder werden können, wie sie dann in der Psychoanalyse Neurotischer immer wiederkehren. Es wurde gezeigt, daß aus solchen und noch geringfügigeren Ereignissen Einstellungen entstehen, die oft für das ganze Leben des Menschen von der größten Bedeutung sind.

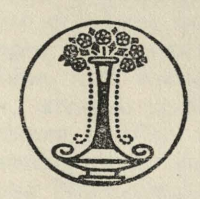
Die zweite Novelle betitelt sich etwas prätentiös: »Brennendes Geheimnis«. Die Geschichte eines kleinen nervösen Knaben, der zum Mitwisser des Geheimnisses seiner Mutter wird. Sie lernt nämlich auf dem Semmering einen jungen Baron kennen, der mit allen Mitteln versucht, sie zu Fall zu bringen. Mit geschärftem Instinkt erkennt der Kleine, daß die

Freundlichkeit des Mannes nicht ihm, wie er gehofft, sondern der Mutter gilt. Er wird zum scharf beobachtenden, kühlen, ironischen Begleiter der gemeinschaftlichen Spaziergänge. Er fühlt, daß die beiden ihm etwas verbergen; er fühlt sich belogen und verraten und verfolgt die Großen mit unbeugsamem Haß. Der Baron hat ihn einmal belogen — er wird auch die Mutter belügen, er ist ein schlechter Mensch. Er will etwas von Mama, das ist sicher; was er will, das weiß der Knabe nicht. Er grübelt nach, was Mama so verändert hat. »Ein Geheimnis, das ich ergründen muß um jeden Preis. Ich kenne es schon, es muß dasselbe sein, vor dem sie mir immer die Türe verschließen und in den Opern, wenn die Männer und die Frauen mit ausgebreiteten Armen gegen einander singen, sich umfassen und sich wegstoßen. Es muß irgendwie dasselbe sein, wie das mit der französischen Lehrerin, die sich mit Papa so schlecht vertrug und die dann weggeschickt wurde. All diese Dinge hängen zusammen, das spüre ich, aber ich weiß nur nicht wie. Oh, es zu wissen, endlich zu wissen, dieses Geheimnis; ihn zu fassen, diesen Schlüssel, der alle Türen aufschließt, nicht länger mehr Kind sein, vor dem man alles versteckt und verhehlt, sich nicht länger mehr hinhalten lassen.« Der Baron versucht, die Dame in sein Zimmer zu ziehen. Der Kleine glaubt, es handle sich um einen Überfall, einen Kampf und stürzt sich blindlings gegen den Verbrecher. Die Auffassung sexueller Akte als Kampf, welche Freud* bei vielen Kindern beobachtet, wird also hier vom Dichter bestätigt. Wie die Mitwisserschaft dieses Geheimnisses alles Tiefste in dem Kinde aufrührt, wie es dieser Kampf um die Mutter immer reifer macht — das muß in dem wundervollen Buche selbst gelesen werden.

Es ist auf diesem engen Raum unmöglich, den ganzen psychologischen Reichtum des Werkes, seine geistreichen Bemerkungen und scharfen Beobachtungen der kindlichen Seele, welche das psychoanalytische Resultat Freuds durchaus bestätigen, auszubreiten. Mit »intuitiver Psychoanalyse« hat der Dichter Titanenkämpfe der kindlichen Psyche, die sich allen Erwachsenen und oft dem Kinde selbst verborgen im Unbewußten abspielen, ans helle Tageslicht gehoben.

So menschlich-allgemein, so typisch sind die Gestalten und Geschehnisse des Buches, daß man sich in die eigenen Kämpfe und Wirrnisse jener Zeit, welche für das Schicksal der Menschen entscheidend ist, zurückversetzt fühlt. Denn diese dumpfen Gefühle und Strebungen hat jeder erlebt. Man ist versucht, auf das erste Blatt des Buches zu schreiben: »Wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr irdischen Mächte.«

Dr. Theodor Reik.



* Über infantile Sexualtheorien (Sammlg. kl. Schr. z. Neurosenlehre. II. Folge, 1909, S. 169).

OESTERREICHISCHE ZEITUNGS- UND
DRUCKEREI-AKTIEN-GESELLSCHAFT
(KARL GROAK), WIEN III.

Inhalt des zweiten Heftes: